Zeitschrift: Nidwaldner Kalender
Herausgeber: Nidwaldner Kalender
Band: 82 (1941)

Artikel: Treue : Erzählung aus der Zeit des Nidwaldner Freiheitskampfes 1798
Autor: Matt, Josef von
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1008116

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Treue

Erzählung aus der Zeit des Nidwaldner Freiheitskampfes 1798
von Josef von Matt.

Gesalzener Zorn.

In Stansstad, etwas abseits von der großen Wehri, stand ein breitgiebeliges, gewandetes Holzhaus auf festen, hohen Mauern. Es hatte seine eigene krumme Hafenmauer gegen den West- und Biswind, sodaß die großen Wellen nicht bis in die Bootseinfahr hineinschlagen konnten. Mehr als die Hälfte der Hausbreite nahm dieser Bootsraum ein, wo drei schwere Transport-Ruderschiffe nebeneinander liegen konnten. Zehn schmale Fenster in einer Reihe schauten vom Obergeschoß auf den See hinaus und auf den beidseitigen Lauben flatterten und baumelten Segeltücher, Blacken und Schiffsseile im Wind.

Das schöne und starke Haus erweckte den Eindruck sicherer und friedlicher Hablichkeit. Wohl weil auf der Landseite ihm kein Gebäude in die Nähe kam, nannte man es „das Haus im Mattli". Aber so friedlich, wie das Haus über den See schaute, ging es damals nicht immer hinter seinen blitzsauberen Fenstern zu. Leonz, der rotbärtige Haus- und Bootsbesitzer, hatte gar hitziges Blut und eine lockere Hand, und wenn er seinem Aerger Luft machte, dann tönte sein Brüllen und Schimpfen weit über den See und über Land.

Die Leute von Stansstad waren sich gewohnt, von Zeit zu Zeit vom Mattli her ein gewaltiges Zorngeschrei zu vernehmen. Man wunderte nur solange, bis man wußte, ob der Wutausbruch der zarten Frau, der hübschen Tochter, der stämmigen Magd oder den rohen Ruderknechten galt.

Diesmal kam Leonz besonders schlecht gelaunt in sein schönes Haus heim. Er fluchte schon, weil sein Knecht beim Einfahren mit dem Boot anstieß, fluchte, da er ein mit Salzsäcken schwer beladenes Schiff angebunden sah: „Soll denn das Salz naß werden, und die Säcke verfaulen, nur weil man in meinem Haus zu faul ist, auszuladen?" rief er in den Lagerraum. Dann stampfte er schimpfend zwischen den hochaufgetürmten Säcken und Kisten herum. Weil ihm dort niemand Antwort gab, polterte er endlich die Stiege hinauf, schlug alle Türen auf und zu und suchte nach seinen Leuten.

„Wann ist das Schiff mit dem Salz angekommen?" „So gegen Mittag", sagte ruhig seine Frau, und beschwichtigend fügte sie bei, „es wird jetzt gleich ausgeladen, die Knechte haben nur fort müssen und kommen gleich." „So und jetzt ist es Abend, den ganzen Tag haben die Wellen hineingeschlagen. Und ausgeschöpft hat wohl auch niemand. Werft doch das Geld gleich kellenweise in den See, dann weiß man, woran man ist mit dieser lottrigen Weiberwirtschaft!" „Aber tu doch jetzt nicht so; die Knechte sind ja auf deinen Befehl mit dem weißen Faßli fort", meinte die bleiche Frau, stand vom Tische auf und wollte hinaus gehen. Aber gerade vor dem Bufett verstellte er ihr den Weg: „So, das auch noch, ich soll noch daran schuld sein, daß die Salzladung zugrunde geht, immer muß ich schuld sein, wenn die Weiber alles verfaulen lassen!" Mit erhobener Faust stand er groß und breitbeinig da, fürchterlich anzuschauen in seinem vom Zorn überröteten Gesicht, um welches der rote Bart wie die Flamme einer Fackel zappelte, wild und scharf blickten die kleinen Augen in das traurige und ängstliche Gesicht der Frau. Bei jeder neuen Anschuldigung zuckte dieses Gesicht zusammen und senkten sich die Lider über die großen dunkeln Augen. „Man kann nicht einen einzigen Tag fort, ohne daß unterdessen daheim alles zuschanden geht. Verschworen habt ihr euch gegen mich, verschworen, mich zum Bettler zu machen!" Die Frau machte eine Bewegung der Türe zu, da griff er sie hart an beiden Schultern an und brüllte und geiferte ihr ins Gesicht: „Von uns dreien ersäuft jemand im See, bevor ich betteln gehe!" Die Türe sprang plötzlich auf und die Tochter,

das Anna-Marie, stand da, groß und stark und schön. Im gebräunten Angesicht leuchteten ernst und dunkel die Augen, und die weißen Zähne blitzten aus dem schmalen Mund. „Komm, Mutter", sagte es, stellte sich trennend zwischen die beiden. Da er nicht loslassen wollte, sagte es: „Vater, zerbrich sie nicht!" Dann ging es mit der Mutter hinaus.

Der Vater, nunmehr ganz allein in der Stube, brach neuerdings in ein böses Schimpfen aus.

Eine böse Ahnung.

Draußen in der Küche war das Poltern und Türenschletzen gut zu hören und die vielen, bösen Worte des Vaters. Aber Anna-Marie frug nicht einmal, was es gegeben habe. Es ging an den Waschtrog und arbeitete weiter. Müde setzte sich die Mutter an den Küchentisch und sinnierte vor sich hin: „Sicher hat er wieder von dem schweren Italiener-Wein getrunken bei seinen Freunden. Das ist für ihn ein ganz besonders böses Getränk. Er liebt ihn so, den dicken roten Wein." Aber nicht lange blieb sie untätig sitzen. Sie holte eine Reihe Töpfe heran, hantierte flink und geschickt und bald formten ihre Hände einen zarten Teig. Jedesmal aber, wenn des Vaters Poltern oder Fluchen besonders heftig hereintönte, fuhr sie mit der Hand gegen die Stirne; so wie man sich bei Blitz und Donner bekreuzt. So kamen sie ins Beten; mit halblauter Stimme beteten sie wechselweise beide in ihrer Arbeit fortfahrend. In der Stube dröhnten die rohen Worte des Vaters: „Das ganze Pack soll mit Haut und Haar der Teufel holen!" Und in der Küche baten geflüsterte Laute: „Führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Uebel, Amen."

Zwischenhinein redete die Mutter mit dem Anna-Marie: „Ich glaube nicht, daß das noch lange so weiter geht. Ich habe eine Ahnung, die mich nicht trügt. Bald einmal steht mein Herz still vor seinem Zorn. Dann hilft kein Wettern und kein Fluchen mehr, aber auch kein Streicheln und Tätscheln. Jeder Mensch weiß, daß er sterben muß, aber daß ich so früh sterben muß, das hab ich schon immer gewußt, und jetzt ist es dann bald Zeit, das spür ich gut." „Aber Mutter, red doch nicht so! Du bist noch jung und hast schon soviel Hartes und Schweres gut ertragen. Du hast keinen Grund, so zu reden." „Weißt du, Anna-Marie, das Sterben fürchte ich nicht. Aber etwas anderes fürchte ich; was nachher kommt, das fürchte ich schrecklich." „Du mußt dich nicht vor der Ewigkeit fürchten, Mutter; so wie du gelebt hast, findest du den Himmel offen." „Nicht was mit mir geht, macht mir so schrecklich bang, nein, aber was dann mit dem Vater geht. Wenn du einmal im Streit von ihm fortgehst, dann führt er ein erst recht ungeregeltes Leben, dann ist niemand da, der an ihm Macht hat und der ihn in Liebe zurecht weist, dann, will mir scheinen, ist es unmöglich, daß dereinst seine Seele in den Himmel kommt."

Man hörte den schweren Mann die Stiege in den Lagerraum hinunter gehen und bald drangen die rohen Schimpfworte von dort her in die Küche hinauf. Seufzend fuhr die Mutter fort: „Hörst du, jetzt geht er an die Ruderknechte. Und so geht es weiter. Und wenn ich einmal nicht mehr bin, dann nimmt es nie ein Ende, wenn du nicht da bist und ihm den Weg zurückzeigst in den Frieden. Ich habe schon oft Gott unter Tränen gedankt, daß er dir die milde Art ihm zu begegnen, gegeben hat. Anna-Marie, ich bitte dich, so wie ich nur mit all meiner Liebe dich bitten kann, wenn ich bald fort muß von euch, verlaß den Vater nicht. Verlaß ihn nie, sein Leben lang, mir zu lieb, für meinen Frieden und sein Seelenheil!" Anna-Marie tröstete die Mutter. Sie habe doch keinen Grund, ans Sterben zu denken. Sie solle doch nicht alles so zu Herzen nehmen. „Wir wollen lieber beten, daß es mit dem Vater bald besser wird." Aber die Mutter fand keine Ruhe, konnte nicht von ihren Gedanken abweichen, sprach weiter von ihrer Ahnung und bat das Mädchen unter Tränen, ihr ja das Versprechen zu geben, den Vater nie zu verlassen.

Anna-Marie spürte, wie es damit eine schwere Bürde auf sich nehmen sollte, dachte auch an den Peter, dem es von Herzen zugetan war, der vielleicht einmal um seine Hand anhalten würde. Aber bald siegte des

Mädchens natürlicher Frohmut wieder. Es kam ihm in den Sinn, daß die Mutter schon oft trübe Ahnungen gehabt habe, die nicht in Erfüllung gegangen waren. Was redete auch die Mutter vom frühen Sterben. Wenn der Peter einmal um seine Hand anhalte, es als seine Frau heimführe, werde die Mutter sicher nichts dagegen haben. Warum sollte es nicht der Mutter das Versprechen geben, um ihr über so schwere Stunden hinweg zu helfen. Beruhigend und tröstend gab es schließlich nach. Mit beiden Händen ergriff die Mutter Anna-Marielis Hand: „Ich danke dir, mein liebes Mädchen, für diese unendlich große Wohltat; jetzt kann ich ruhig an mein Ende denken und ruhig leben, denn ich bin sicher, du haltest dein Wort." Anna-Marie schaute in das vor Dankbarkeit und Friede strahlende, tränenüberströmte Angesicht seiner Mutter und empfand in seinem heftig klopfenden Herzen Freude und Schmerz dieses feierlichen Versprechens. Dann ging es zum Vater hinunter. Bald hörte dort das Lärmen und Toben auf. Die Mutter hörte bald nur mehr den Klang eiliger Schritte auf Holz und Steinen und den gleichmäßigen Schlag der Boote, die im Schaukeln der kleinen Wellen aneinander stießen.

„Vater, zerbrich sie nicht!"

Vom Stürmen und Sterben.

Die Zeit verging, der Frühling kam ins Land, mit tobenden Stürmen, lieblichen Sonnenstrahlen, linden Düften und wieder tanzenden Schneeflocken, im wilden Wechsel, bis die Wärme endlich Einzug gehalten. So wie in der Natur alle Gegensätze mit einander kämpfen, so war es auch mit den Launen und Stimmungen des Vaters Leonz im Mattli. Einmal war er wütend und rabiat, und wieder einmal zahm, freigebig und zärtlich, ohne Regel und ohne Grenzen.

In dieser wetterwendischen Zeit erfüllte sich die Ahnung der Mutter. Wohl früher, als sie selbst je gedacht. In einer vom Sturm durchtosten Nacht hatte sie über heftige Schmerzen geklagt. Während die Sonne durch schwere Nebel und Wolken ihre Strahlen warf, lag die Mutter müde und geplagt in ihren Kissen. Wie der Frühling mit dem Winter, so kämpfte der Tod mit ihrem Leben. Tobende Wellen schlugen dröhnend an die Hausmauern, da man den Priester holte. Und mit den Klängen der Kapellenglocke, die vom Sterben der Mutter im Mattlihaus kündeten, wirbelten Schneeflocken durchs Land.

So wie ein Sturm auf unserem See plötzlich losbrechen kann, aus dem friedlichen, glatten Wasserspiegel unvermutet wilde, zerstörende Gewalten heraufbeschwört, so unerwartet war Krankheit und Tod ins Haus eingebrochen. Was nützte jetzt des Vaters Toben und sein zärtliches Gejammer? Was halfen die bitteren Tränen und das herzwehe Schluchzen des Anna-Marie?

Leer war es fortan im Haus. Wohl war Leben und Betriebsamkeit, kamen und gingen Schiffsknechte und Fuhrleute, lärmten und hantierten die Mägde vom frühesten Morgen bis in die Nacht. Aber es war, als ob die Seele aus dem Haus geflogen wäre. Schal tönten die Schritte und dumpf klang das Stoßen der Boote.

Der Vater saß an vielen Tagen in der Stube und schaute mit finsterer Miene auf den See hinaus, die Faust im roten Bart verkrallt, stundenlang. Anna-Marie ging müde und elend seiner Arbeit nach. Ja, wenn es nicht so viel zu schaffen gehabt hätte, es wäre wohl vor Langezeit und Schmerz umgekommen.

Die Leute im Dorf und im Land redeten viel von diesem traurigen, jähen Sterben. Sie sprachen davon, daß Gott die gute Frau von dem jähzornigen Wüterich erlöst habe, und wieder meinten andere, es sei ein Gottesurteil über den harten Mann hereingebrochen.

Aber in diesen Zeiten hatte man selbst genug Kummer und Sorgen, als daß man sich allzulange bei dem Auslöschen eines einzelnen Menschenlebens aufhalten konnte.

Vom Kämpfen und Profitieren.

Es war der Frühling des Jahres 1797; über alle Grenzen herein kamen schlimme Nachrichten von Aufständen der Untertanen in St. Gallen, im Veltlin, im Tessin. Die französische Revolution hatte ringsum die Gemüter erhitzt, mit ihren neuen und verführerischen Ideen die Menschen unzufrieden gemacht und aufgehetzt. Bald fürchtete man, das kriegerische Frankreich breche in unsere Grenzen ein, dann hörte man wieder, wie der südliche Nachbar erobert und vergewaltigt worden. Unsicherheit und Angst wohnte in jedem Winkel und schwere Zukunftssorgen lasteten über jedem Rathaus und Amtmann.

Die regierenden Geschlechter in den großen Kantonen suchten mit allen gerechten und ungerechten Mitteln die Unzufriedenheit zu unterdrücken. Die Besitzenden lebten in ständiger Angst. Und das unterdrückte Volk rief wie die revolutionären Franzosen nach Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit. Was sollte aus diesem Wirrwarr ringsum, aus diesem brodelnden Hexenkessel entstehen, und was konnte von all dem in unser Land hineingeschwemmt werden?

So kam der Sommer und der Herbst. Die Kriegsgefahr kam näher. Im Winter, da Schnee und Eis die Wege verwehte und begrub, fühlte man sich sicherer. Aber kurz nach Neujahr mußte die Tagsatzung in Aarau zusammentreten, um gemeinsam Stellung zu nehmen. Da lebte bei den Herren noch einmal der gute, alte, eidgenössische Geist auf. Sie schworen mit erhobenen Händen den uralten Eid der Treue und Hilfsbereitschaft.

Wenig später kamen die führenden Männer der drei Länder Uri, Schwyz und Nidwalden in Brunnen zusammen im gleichen Ernst und in gleicher Gefahr wie zur Gründungszeit der Eidgenossenschaft.

Dann kamen die Franzosen. Sie nahmen Solothurn, eroberten Freiburg und stürzten sich auf Bern. Die Urkantone schickten ihre besten Scharfschützen und Kämpfer zu Hilfe, aber Verrat und Schwäche in Bern waren schneller als der Marschtramp unserer Truppen. Sie kehrten kampflos heim mit der schlimmen Nachricht, daß Bern von den Franzosen besetzt sei.

So fielen ringsum die Städte und Landschaften teils freiwillig, zum Teil im Kampf den Franzosen in die Hände. Der Krieg stand vor den eigenen Toren.

Alldem schaute der Leonz im Mattli abwägend und überlegend zu. Krieg gibt Grenzsperren, Teuerung, Knappheit. Da heißt es vorsorgen. Weil er als staatlich bevollmächtigter Schiffmeister über gute Nachrichten aus Regierungskreisen verfügte, kaufte er überall Waren, Lebensmittel, ja sogar Pulver und Blei, gab davon, was unbedingt verlangt wurde, den Behörden ab und lagerte das Uebrige in seinen Schuppen und Kellern. Es kam auch vor, daß in diesem Trubel eine Kiste oder ein paar Säcke dem Kanton nicht verzollt wurden, aber darüber machte sich der Rotbart keine Gewissensbisse. Er brauchte jetzt mehr Ruderknechte, und seine Schiffe fuhren zweimal im Tag in alle Richtungen.

Anna-Marie hatte für Alle zu sorgen, mußte zu jeder Tag- oder Nachtzeit Essen bereit haben. Todmüde sank es jedesmal für ein paar kurze Stunden ins Bett. Die Zeit und die anstrengende Arbeit heilten seinen Schmerz um die verlorene Mutter. Es sollte überall zu gleicher Zeit sein. Von allen Seiten rief man nach ihm. In der Küche, im Keller, bei den Knechten, im Lagerraum,

in der Schreibstube des Vaters hatte es zu tun und zu walten. Es wußte allerdings nicht, warum der Vater soviel Waren aufstappelte und daß er dabei gelegentlich auch auf den nächtlich ankommenden Schiffen Güter hereinbrachte, die unverzollt blieben. Es hatte mit seinen Geschäften und seiner Einsamkeit genug zu tun.

Ein verliebter Fischfang.

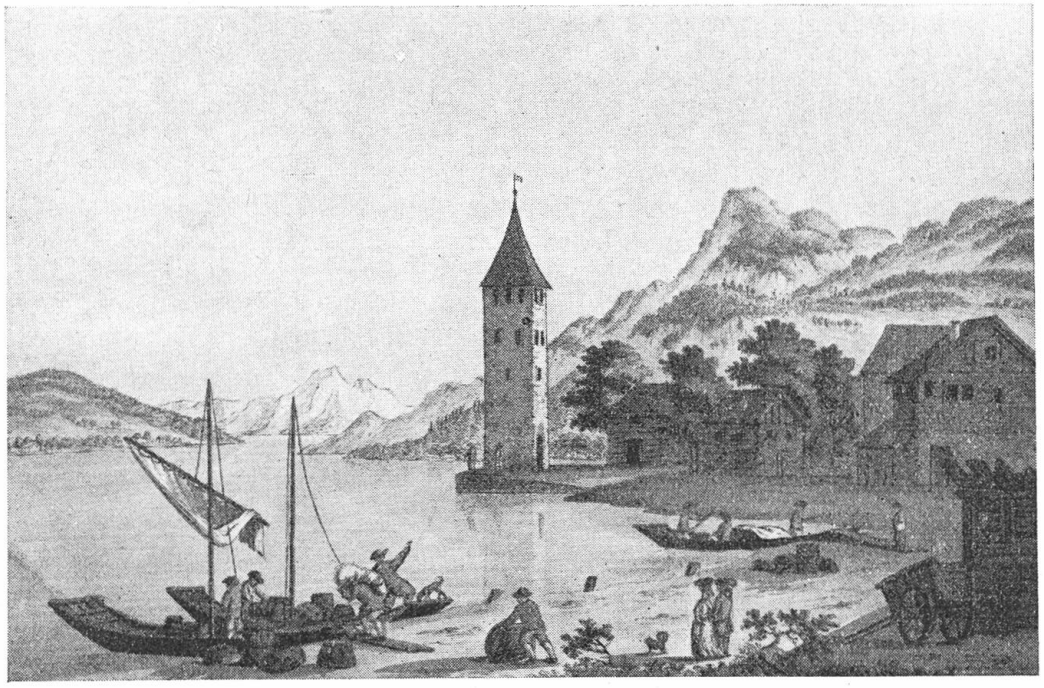
Der Vater war viel auswärts, in Luzern, Brunnen und Flüelen. Es war zu der Zeit, da er viel Sorgfalt und Mühe darauf verwendete, mit auswärtigen Kaufherren gute Beziehungen zu pflegen. Manchmal war er tagelang abwesend, und dann wieder brachte er fremde, gutgekleidete Herren mit sich heim, die mit besonders guten Speisen bedient werden mußten und denen er von seinen edelsten Weinen vorsetzte.

Zu einem solchen Festessen für Luzernerherren mußte einmal Anna-Marie Rötel beschaffen. Es wußte, daß Peter, der Fischer in Kehrsiten, solche Grundnetze hatte, mit denen man die seltenen Rötel fangen konnte. Es begrüßte mit Freude diesen Auftrag, konnte es doch deswegen wieder einmal dem hastigen Getriebe zu Hause entgehen und zugleich seinen lieben Peter aufsuchen.

So ruderte Anna-Marie am späten Nachmittag mit dem weißen Faßli gegen Kehrsiten. Die Kirschbäume standen in voller Blüte und winkten wie gewaltige Blumensträuße in den spiegelglatten See hinaus. Die Sonne glitzerte und warme Lüfte strichen um seine erhitzten Wangen.

Langsam und lautlos ließ es den Kahn auf Peters Haus zu gleiten und schaute gespannt, ob es ihn bei den Netzen oder in der Hütte entdecken könne. Da hörte es den regelmäßigen Schlag einer Axt und dazu Peters Stimme, die im Takt zu den Axtschlägen ein altes, ihm gut bekanntes Kriegslied sang:

S' wott aber e lustige Summer gä,
diä Buäbe salbid d'Schue.
Mit Trumme-n-und mit Pfyfe
wend si am Mailand zue oi-he.
Mit Trumme-n-und mit Pfyfe
wend si am Mailand zue.



Stansstad im Jahre 1790.
(Nach einem alten Stich im historischen Museum Stans.)

Und wenn das Mailand wiiter wär,
vill hundert Stund vo hiä.
Mit Trumme-n-und mit Pfyfe
wend etz diä Buebe ziäh oi-he.
Mit Trumme-n-und mit Pfyfe
wend etz diä Buebe ziäh.

Wenns aber e lustige Summer gid,
de b'hets kei Buäb bim Schatz,
im Rosegarte z'Mailand
hets nu fir mänge Platz oi-he,
im Rosegarte z'Mailand
hets nu fir mänge Platz.

Trotzdem Anna-Marie in größter Eile hieher gerudert war, blieb es doch in seinem Boot auf dem See und hörte zu, bis die letzte Strophe verklungen war. Erst dann landete es und ging auf das Haus zu.

Ennet der Hausecke flogen die Späne, da stand der Peter und spitzte mächtige Pfähle. Mit großer Kraft und sicherer Hand ward jeder Hieb geschlagen. Noch einmal begann er das alte Lied und merkte nicht, wie Anna-Marie leise immer näher kam. Husch, sprang es hinter ihn, verdeckte ihm mit den Händen die Augen und fragte mit verstellt tiefer Stimme: „Wer ist da?" „Au verflucht!" schrie Peter und drehte sich, „hätte mir beim Haar die Axt ins Bein geschlagen"; aufblickend aber und das Anna-Marie erkennend, hellte sich sein Gesicht auf. „Ah, du bist's! Du bist doch immer der gleiche Leichtsinn, hättest mich fürs Leben lang zum Krüppel machen können", aber lachend fügte er hinzu, „und trotzdem freut es mich unsinnig, daß du es bist. Was führt dich zu mir?" „Fische will ich von dir kaufen, Peter. Rötel muß ich haben für ein feines Festessen; mein Vater hat für morgen Abend noble Gäste eingeladen. Aber was sind das für mords Pfähle, so lang und so dick?" Peters Züge verfinsterten sich: „So, Festessen habt ihr in solchen Zeiten, noble auswärtige Gäste habt ihr, und ich spitze Wehripfähle, um den Stansstader-See gegen die Franzosen abzusperren; das paßt nicht gut zusammen." Anna-Marie setzte sich auf den Spaltbock und erklärte ihm, wie der Vater mit auswärtigen Kaufherren wegen dem Handel zusammenkomme. Es war ordentlich stolz auf des Vaters feine Gäste. Peter hörte besorgt zu; das wollte ihm nicht gut gefallen. Er griff sich an die Stirne und sagte: „Rötel willst du also; ich habe keine. Aber komm, es sind Grundnetze im See, vielleicht haben wir Glück. Er schlug seine Axt mit Gewalt tief in den Bock, daß der Halm zitterte, griff nach Anna-Maries Hand und schritt mit ihm zur Bootshütte hinunter.

In einem Satz sprang das Mädchen sicher und behend voraus in den Fischerkahn. Da freute sich der Peter und schaute wohlgefällig auf Anna-Marie. Langsam und bedächtig löste er die Kette und stieß ab, in den abendlichen See hinaus.

Anna-Marie saß vorn auf dem Brett an der Spitze des alten Weidlig. Peter ruderte und schaute auf das schöne Mädchen, sah, wie der Abendwind mit den dunkelbraunen Haaren spielte und wie die Augen glänzten, tiefgründiger als der See. „Wo hast du deine Netze, was meinst du, hat's Rötel drin?" fragte Anna-Marie. „Weit draußen, tief auf dem Grund hangen die Netze, und wenn keine Rötel drin sind, dann ist mir auch recht." „Aber Peter, was ist mit dir los? Macht dir das Freude, wenn ich ohne Rötel heim muß, willst du mich plagen?" „Nein, Anna-Marie, dich will ich nicht plagen, das weißt du selber ganz genau, daß ich das gar nicht könnte." „Aber warum bist du denn so finster, warum willst du mir lieber keine Rötel geben?" „Weil ich in dieser Zeit nicht gerne Luzerner-Stadtherren mit meinen Edelfischen füttern möchte", sagte er ganz zornig. „Die Luzerner sind unsere Freunde nicht mehr. Sie wollen mit den anderen großen Kantonen zusammen uns die neue, von Napoleon diktierte Verfassung, die Helvetik, aufzwingen, so wie man einem auf dem Weg zum Richtplatz einen Sack über den Kopf anzieht. Jetzt sind wir in der letzten Zeit und in den letzten Tagen nach allen Seiten zu Hilfe und zum Krieg ausgezogen, haben verlorene Schlachten, treulosen Verrat, statt eidgenössischen Geist, Franzosenfreundschaft angetroffen, unsere einzigen treuen Freunde, die Schwyzer, haben ihre Schlacht bei Rotenthurm und Schindellegi verloren, mußten unterliegen; und dein Herr

Vater ladet Gäste ein aus Feindesland, zu einem guten Fraß und fröhlichen Fest." „Du, Peter, ich glaube, das ist nicht so, wie du dir vorstellst. Ich weiß nur, daß mein Vater auch von der Regierung aus überall Waren und Lebensmittel aufkauft; das ist heute nicht so einfach. Wenn man nicht gute Beziehungen hat, bekommt man heutigentags keinen Sack Mehl. Mein Vater versteht es aber ausgezeichnet, mit fremden Herren schön umzugehen; darum haben wir zu tun wie noch nie. Ob die eingeladenen Herren von Luzern sind, weiß ich auch nicht." „Das ist gleichgültig; man muß jetzt scharf aufpassen und darf niemandem trauen, es kann der beste Freund im Geheimen französischgesinnt sein", sagte Peter, nachdrücklich mahnend.

Mit solchen Reden kamen sie zu den Netzpflöcken. Peter richtete den Netzbaum auf. Anna-Marie stellte sich daneben und half das nahezu 100 Meter lange Seil, an dem das Netz hing, kunstgerecht aufzuwinden. Mit Spannung erwarteten beide das erste Aufblitzen gefangener Fische. Wie freute sich Anna-Marie und wie klang sein helles Lachen über den See, wenn noch weit unten im grünen Wasser ein zappelnder Fisch glitzerte! Mit Leidenschaft griff es in die Maschen. Peter zog mit unerschütterlicher Ruhe, in gleichmäßigem Schwung die Netze ein und schaute lächelnd dem Mädchen zu. Schön war das Kind und prächtig der Abend. Die untergehende Sonne malte mit ihren letzten Strahlen seltene Farben auf Ufer, See und Boot und funkelte in allen Tropfen, die über die runden, braunen Arme Anna-Marie's kugelten. Freudig betrachtete Peter, wie es sein wohlgeformtes Gesicht mit den vom Eifer geröteten Wangen immer wieder zum Wasser hinneigte, wie der Körper sich geschmeidig bog und hörte das glockenreine Lachen klingen.

Der Fang war nicht gut. Aber es waren ein paar ansehnliche Rötel dabei. Anna-Marie war darüber sehr froh. Sonst hätte der Vater wieder ein entsetzliches Gezänk losgelassen.

„Wer ist da?"

Beladen mit den nassen, schweren Netzen fuhren sie heimzu. Anna-Marie sah von seinem Sitz aus, hinter dem rudernden Peter, einige Lichtlein in Luzern aufleuchten. Sanft und zärtlich legte sich die Dämmerung auf die Landschaft. Der Berge Schnee leuchtete silberig, während der See schon schwarz wurde. „Welch ein herrlicher Friede liegt hier vor uns ausgebreitet", sagte Peter und hielt für kurze Zeit im Rudern inne, „und doch ist ringsum der Krieg auf dem Sprung, uns zu überfallen." „Sprich nicht vom Krieg, Peter; ich will nicht an den Krieg glauben und nicht an ihn denken, besonders nicht, wenn ich bei dir bin."

Spät kamen sie an Land, denn sie hatten sich im Plaudern vergessen. Kein Lichtlein leuchtete in Peters Haus, aber sie fanden die Hütte doch. Nun mußte Anna-Marie heimrudern. Peter brachte ihm die Fische ins Boot, wünschte ihm Glück und gute Fahrt und schob des Mädchens Schifflein mit kräftigem Schwung in die Nacht hinaus.

Lange blieb er stehen und schaute dorthin, wo das weiße Faßli verschwunden war und

von woher er das Girren und Rauschen der Ruder vernahm.

Ernste Gespräche hinter verschlossenen Türen.

Noch war kein bewaffneter Franzose auf Nidwaldner Boden. Aber ringsum standen sie zum Angriff bereit, wenn das kleine Land Nidwalden nicht freiwillig die Verfassung annehmen wollte, die Frankreich diktierte und die nun ringsum Geltung hatte. Diese Verfassung war gegen das Eigenleben der kleinen Kantone, gegen die Religion und gegen das freie Wahlrecht des einzelnen Bürgers gerichtet.

Die Landsgemeinde in Wil an der Aa kam nach langen Beratungen zum Beschluß, den Frieden einem ungleichen Krieg vorzuziehen, diese neue helvetische Verfassung anzunehmen, wenn für Land und Volk Nidwalden die folgenden Sonderbedingungen garantiert würden: Die Religion darf wie bisher sich frei entfalten; jedes Einzelnen Leben und Gut bleibt sicher; keine französischen Truppen dürfen ins Land; Nidwaldner müssen keine französischen Kriegsdienste leisten. Jeder darf seine Waffen behalten. Unter diesen Bedingungen stimmten die getreuen Landsleute von Nidwalden schweren Herzens der neuen helvetischen Verfassung zu. So berichtete der Landammann an die helvetische Regierung nach Aarau.

Er brachte einen Brief zurück vom Franzosen-General Schauenburg, in welchem diese Bedingungen in undurchsichtigen Sätzen garantiert wurden.

Dieses Schreiben des Generals brachte wenig Hoffnung auf eine gute Zukunft Nidwaldens. Die ernsten Männer im Land, welche die heilige Religion und den Eidschwur unserer Vorväter über alles setzten, kamen im Geheimen zusammen, um zu beraten.

Bei einer solchen Zusammenkunft war Peter, der junge Fischer, als Vertrauensmann von Kehrsiten auch dabei. Ernste Köpfe und harte, wetterfeste Gesichter saßen da zu Stans in einer Bauernstube um den Tisch.

Da war ein alter graubärtiger Bergler, der sagte: „Es ist eine Schande für uns und alle kommenden Geschlechter, daß man zu Wil so nachgiebig gewesen ist. Ihr könnt wohl sagen, ein alter Mann hat gut reden vom Tod, der hat nichts mehr zu verlieren. Aber ich sage euch, wenn ich jetzt zwanzig Jahre alt wäre, ich würde genau so für das Alte und Bewährte mit Gut und Leben einstehen. Und merket euch, ihr Jungen, besser ist es, in Freiheit und für die Freiheit kämpfend zu verenden, als zu leben mit dem schlechten Gewissen, Religion und Vaterland verkauft und darangegeben zu haben."

Ein junger Beckenrieder meinte: „Man hätte nie nachgeben sollen. Wir können allein leben. Wir brauchen die stolzen Herren der Städte nicht. Die drei Länder um den See haben seinerzeit auch ohne Städter gekämpft und sind stark genug gewesen. Wer weiß, ob uns die Franzosen überhaupt angreifen würden; vielleicht wäre schon vorher diese neue Franzosen-Regierung von den Oesterreichern besiegt und davongejagt."

Verschiedene Meinungen kamen zum Ausdruck. Man wollte wissen, daß im Osten große Heere gegen Napoleon stünden. Berichtete davon, daß in Schwyz der Widerstand wachse und auch in Uri für einen neuen Kampf Truppen zur Verfügung wären. Peter ergriff auch das Wort: „Warum hat man nachgegeben. Nachgeben soll man nur nach verlorener Schlacht. Nidwalden ist zwischen dem schützenden See und schier unüberwindlichen Bergen eingeklemmt. Wir sind schwer zu erobern, aber gut zu verteidigen. Warum läßt es die Regierung nicht darauf ankommen? Warum hat die Regierung dem Volke empfohlen, nachzugeben? Hat die Regierung Angst? Ich habe keine Angst!"

Ein paar harte Fäuste schlugen als Zeichen der Zustimmung schwer auf den Tisch. Ein klug aussehender, schweigsamer Mann begann zu reden: „Das wird alles noch kommen, wie ihr es wünschet. Der General und die Aarauer-Regierung werden unsere Bedingungen nicht halten. Dann heißt es aber Halt gebieten und fest bleiben. Dann brauchen wir lauter Männer, die keine Angst haben, sonst ist unser Land verloren. Darum rüste sich jeder, sammle zuverlässige Leute um sich, passe den Spionen und Agenten ab,

damit wir in der Entscheidungsstunde wissen, wo der Freund und der Feind im Land zu finden ist."

Unauffällig, einer nach dem andern verließen die Männer das Haus und gingen heim, mit Kummer im Herzen, aber auch mit Mut.

Wie der Peter auf dem See die Luzerner belauschte.

Peter kam lange nach Mitternacht zu seinem Boot in Stansstad. Er ruderte innert den Palisaden-Pfählen der See-Wehri gegen die Lücke hinaus. Irgendwo war noch Leben im Dorf; er hörte Stimmen, und von der Lücke aus sah er in der großen Stube im Mattlihaus Licht. Er drehte den Kahn und glitt lautlos näher. Das war also so ein Fest beim Leonz, frohes Lachen, frohes Trinken, sorgloses und lautes Beisammensein. Die Nacht war stockdunkel. Peter konnte ungesehen warten. Er mußte wohl zehn- oder zwölfmal die Strecke lautlos zurückrudern, die der leise Nachtwind ihn immer wieder abgetrieben. Da gab es Licht unten im Bootshaus. Peter hörte, wie das Holzgatter gegen den See zu aufgedreht wurde und wie die Herren gar so herzlich und dankend Abschied nahmen.

Aber nicht hier, erst draußen bei der Wehri-Lücke wollte er ihnen warten. Dort mußten sie vorbeikommen.

Wohl hatten sie ein Licht aufgesetzt, aber diesen schwachen Schein fürchtete er nicht. Von gutem Weine voll und gesprächig und der Verschwiegenheit der Nacht vertrauend, redeten sie laut miteinander: „Dieser schlaue Fuchs, der Leonz, ist gar nicht so leicht zu erwischen. Der hat es faustdick hinter den Ohren." „Warten, nur ruhig warten, wenn einmal die neue Ordnung in Nidwalden eingeführt ist, dann können wir dann anders mit den Bauern reden. Bald ist Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug zusammen nur ein einziger Kanton. Das gibt für unseren Handel ganz gewaltige Aussichten. Darum nur ruhig zuwarten, bis alles so weit ist. Den Leonz für alle Fälle schön warm behalten, dann können wir einmal den Spieß schön langsam umdrehen." Jetzt fuhren sie durch die Lücke und Peter ruderte heimlich hinter ihnen nach. „Eine verdammt schöne Tochter hat der Leonz. Ein richtiges, naturgewachsenes Ländermeitschi; das würde mir schon gefallen, wenn das so in greifbarer Nähe in Luzern wäre."

Ein urchiger Innerschweizer

Peter wollte im Augenblick nach einem Netzstein greifen und den ins vordere Boot schleudern. Eine siedend heiße Wut kam ihm in den Kopf. Aber die Entfernung zwischen ihnen wurde immer größer, weil die zwei Ruderknechte im Herrenschiffli besser vorwärts kamen. Peter mußte alle Kraft zusammennehmen, um weiter folgen zu können. Da hörte er wieder: „So wie ich die störrischen Nidwaldner kenne, werden die nicht so rasch folgsame Untertanen. Aber notwendig ist es längst, daß wir Luzerner

endlich freie Hand bekommen hier um den See und nicht mehr immer auf die vielen halsstarrigen Regierungsmänner der kleinen Kantone angewiesen sind." „Man muß nur mit diesen unbeugsamen Männern schön sachte umgehen, man darf ihnen die neue Ordnung nur löffelweise eingeben, sonst husten sie, daß die ganze Weltgeschichte zittert." „Ach was, die können doch nichts machen! Nidwalden allein, gegen die ganze schweizerische Republik und das große Frankreich, das ist ja ein Blödsinn. Schau, der Leonz, der ist klug genug, der trägt auf beiden Achseln, der will auf alle Fälle gesichert sein." Von da ab hörte Peter nur noch einzelne Worte, die Entfernung war zu groß geworden. Er drehte ab gegen Kehrsiten und ruderte heim.

„So, so, das Anna-Marie würde ihnen gefallen; — — und löffelweise muß man es uns eingeben; — — sich gegen die neue Ordnung wehren ist ein Blödsinn", meinen die Herren. Wild stürmten dem Peter die Gedanken durch den Kopf. Roh fuhr er mit dem Weidlig ans Ufer.

Vor dem Zubettgehen nahm er die Axt in die Kammer und wog seinen Stutzer in der Hand: „Ob die Herren meinen, ich bringe ihnen meine Waffen freiwillig nach Luzern oder nach Aarau oder nach Paris? Daß ihr es nur wißt, das macht der Fischer Peter nie in seinem Leben!"

Wie Anna-Marie Kräuter suchte und dabei das Küssen lernte.

Anderntags stieg Peter in den Wald hinauf. Er wollte noch Holz aussuchen für die Verstärkung der See-Wehri in Stansstad. Bereit sein ist notwendig. Auf alle Fälle bereit sein. An ihm soll's nicht fehlen.

Leonz im Mattli hatte wieder einmal Gliedsucht. Das festliche Gelage in der vergangenen Nacht und die Schmerzen machten den Aufenthalt in seiner Nähe unerträglich. Anna-Marie wollte gerne alles mögliche zur Besserung herbeischaffen. Es wußte von einem Kräutlein, das wunderbar lindernd wirkte. Dies Kräutlein wuchs an sonnigen bewaldeten Halden. Deshalb fuhr Anna-Marie mit dem weißen Faßli gegen Kehrsiten. Dort stieg es den Waldwiesen nach hinauf suchend und sammelnd.

Im nahen Wald vernahm es ein Krachen, wie das Zerbrechen dürrer Aeste; dann wieder einen dumpfen Schlag. Anna-Marie war sonst nicht ängstlich, aber trotzdem schaute es gespannt in den Wald hinein. Diese Geräusche konnten auch von einem schweren Tier verursacht sein. Aber des Mädchens vorsichtig lauernde Miene hellte sich plötzlich auf. Es sah im Wald den Peter, die Axt in der Hand, wie er überlegend und mit den Augen messend von Tanne zu Tanne schritt, an ihnen hinauf schaute, rundherum ging und dann ein Zeichen in den Stamm schlug. Es konnte ihn lange ungestört betrachten. Das Hemd vorne auf der Brust weit offen, die rabenschwarzen gekräuselten Haare wild in der Stirne, streckte er seine markante Nase in die Luft.

Anna-Marie blieb mäuschenstill stehen, bis er ihm ganz nahe kam, dann sagte es einfach: „Peter!" und er: „Herrgott, Anna-Marie, wie kommst du hieher? — Wenn man lange und fest an einen Menschen denkt, dann kommt er — — manchmal." „Hast du jetzt an mich gedacht, Peter?" „Ja, das habe ich, die halbe Nacht und seit dem Aufstehen, fast ohne Unterbruch." „Das glaube ich dir nicht, sonst hättest du nicht mit solchem Eifer Bäume ausgesucht und gezeichnet." Da meinte er lachend: „Siehst du, Anna-Marie, das ist eine von meinen guten Tugenden. Die habe ich jetzt schon seit Jahren immer geübt. Ich kann die schwierigsten Arbeiten verrichten und gleichzeitig an dich denken; aber sag mir doch, wieso bist du da?" „Ich suche Kräuter für Vaters Gliedsucht." „Mein liebes Kind, da bist du hier ganz am falschen Ort; komm mit, ich will dir ein ausgezeichnetes Kräutlein zeigen", nahm es bei der Hand und führte es tiefer in den Wald hinein.

Aber Peters Wunderkräutlein waren so selten und so schwer zu finden. Lange suchten sie, bis sie nur ein kleines Häufelein beisammen hatten. Unterdessen redete Peter immer wieder von den Luzerner Herren. Ob ihm auch keiner zu nahe gekommen. Ob der Vater nicht zu viel von der Stimmung unter dem Volke solchen fremden Männern ver-

rate, ob der Vater nie über die letzte Landsgemeinde mit ihm gesprochen habe. Peter sagte schließlich gerade heraus: „Anna-Marie, ich habe Angst um dich. Man soll zwar mit Mädchen nie von der Politik sprechen, aber wenn du anders denkst in unserer heiligen, ernsten Sache, Anna-Marie, wenn du mit den neuen Ideen dich abgibst und befreundest, dann bist du für mich und die Heimat verloren."

Die Antwort war kurz und bündig und erweckte so stark die Zufriedenheit Peters, daß er, da es eben strauchelte und hinfiel, beide Arme um das Mädchen schloß und es mit wilden Küssen fast erstickte. Zum ersten Mal fühlte Anna-Marie Peters Lippen auf seinem Munde. Ach, wie brach da alle Liebe auf in ihm! O wie tobte alles Glück und alle Freude wild in seinem Herzen: „Peter, mein Peter!"

Der malerische Schloßhof von Vaduz

Mitten in die stacheligen Brombeersträucher setzte es sich und schaute glückselig zu ihm auf. Und wie es so in ganzer Ueberfülle empfand: Wie ist das schön, wie ist das unerklärlich schön, da kam aus seiner Brust ein schmerzliches Gefühl, eine harte, unerbittliche Mahnung: das hast du nicht gewollt, jetzt bist du zu weit gegangen, das darf nicht sein.

Der strahlende, glückliche Peter sah, wie ein Schatten über das Gesicht des lieben Mädchens kam und sagte: „Du bist mein liebes, liebes Anna-Marie, du bleibst mir und dem Lande treu!" Schon wieder wollte er es in die Arme nehmen, wollte die ernst gewordene Miene vertreiben. Aber Anna-Marie wehrte sich, wich ihm sanft aus und wollte plötzlich heim. Es sei schon spät und es hätte sich viel zu lange aufgehalten. Das gefiel dem jungen Manne gar nicht gut. Er wollte das endlich mit beiden Händen gefaßte Glück nicht loslassen. „Bleib doch noch, nur wenigstens ein paar Augenblicke da bei mir, sei doch lieb, ich will und muß dich noch einmal küssen, nur einmal noch ein einziges Mal", bettelte er. Flink wie ein Wiesel entwand es sich und sprang davon.

In großen und unvorsichtigen Sprüngen flog es bergab, gefolgt vom rufenden und mahnenden Peter. Aber es war schneller als der starke Mann. Es war weit früher am See, sprang ins Boot und ruderte wie wild, als er keuchend ankam. Peter blieb ohne ein Wort am Ufer stehen, schaute wie erstarrt dem entschwindenden Mädchen nach. Ein Stück weit draußen ließ es die Ruder fahren, winkte ihm und rief: „Mein lieber

Peter, sei mir nicht böse; auf Wiedersehen!" Dann begann es mit kräftigen Schlägen von ihm weg zu rudern.

In des Mädchens heftig pochendem Herz tobte ein schmerzlicher Kampf: auf Wiedersehen, auf Wiedersehen; ich darf ihm nicht auf Wiedersehen sagen, dem Peter. Warum habe ich der Mutter versprochen, immer beim Vater zu bleiben! Ach, hätte ich doch nie mich überreden lassen! Solange Peter und ich nur so wie früher beisammen waren, durfte ich ruhig auf Wiedersehen sagen, aber jetzt? Ach, wie ist das traurig, ach, wie tut das weh! Wenn alle Berge über ihm zusammengefallen wären, hätte es nicht unglücklicher sein können.

Ein frischer Wind kam vom Lopper her, wühlte im See und machte ihm ordentlich zu schaffen. Anna-Marie mußte immer mehr seine Kraft in die Ruder legen. So kam zu dem schweren, inneren Kampf auch noch der Kampf mit dem sausenden Wind und den schlagenden Wellen. Mehr und mehr wurde es ruhig und gefaßt. Es schaute mit verächtlichem Blick auf die weißen Wellenkämme. Was konnte ihm der Sturm noch schaden: „Nimm, wilder See, mein Leben, es ist nicht mehr schön!"

Als es endlich im sichern Hafen landete, nach vielen heftigen Vorwürfen des Vaters in sein Kämmerlein hinauf gehen konnte, da war es fertig mit seiner Kraft. Zerschmettert warf es sich aufs Bett und weinte und schluchzte laut in die Kissen hinein: „Ich darf nie mehr zum Peter, nie mehr, nicht ein einziges Mal!"

Ohne Recht und Regierung.

Zu Wil an der Aa im Wirtshaus saßen einige Bauern beisammen. Wehmütig schauten sie zum Landsgemeindeplatz hinüber. Der alte Ring mit seinen ehrwürdigen Bäumen, die vertraute Stätte, war nutzlos und sinnlos geworden; nur mehr ein Andenken, ein schmerzliches Andenken an frühere, bessere Zeiten. Die neue Verfassung hatte die Landsgemeinde weggewischt. Von nun ab durften die getreuen und lieben Landsleute nur noch Wahlmänner bezeichnen; diese wählten dann Richter, aber die obersten Regierungsmänner wurden von Aarau bestimmt. So sah die vielgerühmte neue Freiheit des Volkes aus.

Ein alter Dallenwiler Ratsherr kam in die Wirtsstube und wurde von der Wirtin höflich mit: „Guttag, Herr Ratsherr" begrüßt. Er setzte sich zu den andern an den Tisch und bestellte sein Möstli. „Prosit, Herr Ratsherr!" servierte die Kellnerin. Ganz trocken sagte einer der Bauern zu ihm: „Du, Migi, du wirst eingesperrt; du kommst in den Turm aufs Rathaus." Halb erschrocken, halb einen Witz vermutend, frug er warum. „Der Landrat ist abgeschafft, also darfs auch keine Ratsherren mehr geben. Nach der neuen Verfassung darfst du nicht mehr zulassen, daß man dir Ratsherr sagt, sonst wirst eingesperrt." Er hob sein Glas und machte: „Prosit, Herr Ratsherr!" Man lachte ein wenig, aber nur kurz und trocken, dann verstummte das Gespräch wieder.

Nach langem Schweigen meinte der Ratsherr: „Ja, ja, schwere Zeiten, und den Pfarrhelfer Lussi in Stans haben sie auch verklagt; er muß scheints vors Verhör wegen einer Predigt. Ich habe die Predigt nicht gehört, aber sie soll gut eidgenössisch gewesen sein. Das paßt den Herren nicht. Der wird schwer büßen müssen für seine gute Gesinnung. Den Geistlichen sind die Aarauer Herren sowieso auffässig wie der Teufel auf einer armen Seel." Ein Anderer entgegnete: „Ich hab sie gehört, die Predigt vom Pfarrhelfer Lussi. Ein schönes Kanzelwort; uns allen wie aus dem Herzen gesprochen. Aber man darf ja in unserem Land nicht mehr reden, wie man denkt, sonst heißt's abgeführt und eingesperrt." Da fuhr eine Faust auf den Tisch, daß die Gläser tanzten: „Das halten wir nicht lange aus. Das garantiere ich, die Verfassung hat ein kurzes Leben bei uns."

Wiederum trat Schweigen ein, denn man vernahm Schritte im Hausgang. Der Leonz vom Mattli in Stansstad trat ein, grüßte und setzte sich an einen leeren Tisch. Er rieb schmunzelnd die Hände, bestellte vom besseren Wein und gab sich alle Mühe, mit den Leuten in ein Gespräch zu kommen. Das gelang ihm aber nicht gut. Man gab ihm kurze und zweideutige Antworten. Er begann zu

erzählen, wie er im Kornhaus drüben zu tun habe, er müsse schauen, daß der auswärtige Weizen, den er liefere, auch richtig und fachmännisch gelagert werde: „Und wenn man nicht immer selber schaut, dann ist schon die Hälfte verdorben. Nur habe ich nicht immer Zeit, zu allem zu schauen, ich habe jetzt gar viel zu tun."

So kam dann doch noch Leben in das Gespräch, weil einer von Kehrsiten antwortete: „Ja, glaube schon, du hast viel zu tun. Und da habe ich noch gehört, du wollest zu allem andern noch eine Fischerei anfangen." Erstaunt und entrüstet setzte sich der Leonz in Positur: „Ich eine Fischerei? — nein, nicht im Traume habe ich an so etwas gedacht, nein, behüt mich Gott!" — „Aber, Leonz, du habest doch dein Mädchen, das Anna-Marie, nach Kehrsiten zum jungen Peter, zum Fischer in die Lehre geschickt; man soll sie schon zusammen beim Fischen auf dem See gesehen haben." — Bald darnach verspürte Leonz keine große Lust mehr, mit diesen Leuten ins Gespräch zu kommen. Er zahlte und stapfte davon.

Bereit zur Arbeit im Stollen

Unter fremden Menschen.

Der Schiffmeister Leonz im Mattli konnte zu Hause wegen einer winzigen Kleinigkeit den größten Krach losschlagen. Aber wenn ihn etwas wirklich ärgerte und wurmte, dann redete oder schimpfte er nicht. — Seit dem Gespräch im Wirtshaus war er besonders freundlich und schmeichelhaft mit Anna-Marie. Er strich ihm überall hin nach und interessierte sich für jede Arbeit. Das Mädchen schien nichts von einer glücksstrahlenden, jungen Verliebtheit an sich zu haben, viel eher war ein schmerzlicher Ausdruck auf seinem Gesicht zu entdecken. „Liebeskummer ist noch viel schlimmer", dachte Leonz und beobachtete und grübelte weiter.

In der Schreibstube saßen sie sich gegenüber, Vater und Tochter, und rechneten. Anna-Marie mußte ihm oft bei solchen Arbeiten helfen. Es war nicht gerade eine Hexe im Rechnen. Mit gerunzelter Stirne und verkrampften Fingern zählte es die vielen Posten zusammen. Der Vater schaute ihm zu und dachte dabei: „Es könnte gar nicht schaden, wenn ich das Meitschi einmal in ein größeres Kaufhaus schicken würde, schon wegen dem Rechnen. Wenn mich die Gliedsucht weiter plagt, bin ich noch mehr auf seine Hilfe angewiesen."

Mit verschmitztem Lächeln sah er zu seinem Kind hin. Der Plan gefiel ihm jeden Augenblick besser. Er spielte weiter mit dem Gedanken: „das wäre auch ein ausgezeichnetes Mittel gegen den Liebeskummer. Zwei Fliegen auf einen Schlag."

Aber die nächsten Tage kam noch kein Wort davon über seine Lippen. Einmal schaute er vom Fenster aus zu, wie das

Anna-Marie auf der Wehri-Mauer stand und die Ruderknechte beim Umladen kontrollierte. Es notierte die Zeichen und Nummern und die Anzahl der Säcke. „Wie der ägyptische Joseph", sagte der Leonz halblaut vor sich her, „wenn das Mädchen ein halbes Jahr in einem großen Betrieb gewesen ist, dann habe ich mehr an ihm als an drei ausgewachsenen Schreibern."

Am selben Nachmittag stieg er mit zwei Ruderknechten ins weiße Faßli und fuhr gegen Luzern. So ganz im Geheimen dachte er auch: „Einmal so ein paar Wochen ohne gute Ermahnungen sein, wäre auch schön. Heimkommen, wann und wie man will, und niemand kontrolliert mich. Ich glaube, das könnte mir gut tun." An seinen Fingern zählte er die Gründe auf, warum er sein Meitschi unbedingt sofort in die Stadt schikken wolle.

Der schlaue Fuchs wußte genau, wie und wo anklopfen. Er ging mit dem Anliegen zu seinem guten Bekannten, dem Tuchhändler am Kapellplatz. Dort führte er aber einen ganz anderen Grund an. Er sagte, man könne den Hitzköpfen in Nidwalden nicht trauen. Man wisse nie, was die noch anstellten. Die hätten die ganze Zeit den Krieg im Kopf und den Stutzer in der Hand. Er wäre froh, wenn sein Mädchen für die nächsten Monate hieher nach Luzern in Sicherheit kommen könnte. Es wäre wohl dabei allerhand zu lernen und es würde tüchtig schaffen helfen. Der Tuchhändler war bald einverstanden. Sie vereinbarten alles Notwendige und die genaue Zeit, wann er das Anna-Marie bringen werde.

Anna-Marie hatte natürlich keine Ahnung. Am andern Morgen brachte der Vater eine neue Magd heim.

Ein paar Tage später rief er gegen Abend sein Mädchen in die Schreibstube, eröffnete ihm zum Teil seine Pläne und befahl ihm, sofort zu packen. Anna-Marie konnte sich nicht wehren, wollte sich nicht wehren. Es wußte nicht recht, was mit ihm geschehen sollte, nur das wußte es genau, gegen des Vaters Befehl nützte jeder Widerstand nichts.

In der Stadt war nun freilich für Anna-Marie ein ganz anderes Leben. Hatte es bisher schon vom Bett aus die Sonne und von seinem Platz am Tisch über den ganzen See hin gesehen, so war jetzt alles eng und nahe beieinander. Von seinem Dachkämmerlein aus sah es in ein anderes, kleines Giebelfenster hinein. Das war so nahe, daß man hätte hinüberspringen können. Und doch lag eine tiefe, düstere Gasse dazwischen. Anna-Marie konnte sich nicht gut daran gewöhnen, mit so vielen Leuten auf einem so kleinen Platz zusammen zu wohnen.

Auch die Menschen und ihre Gewohnheiten waren ganz anders als daheim. Die Herrschaft aß für sich im schönen Zimmer, die Arbeiter, Schreiber, Knechte und Mägde in der großen Küche. Da saßen junge, vorlaute Burschen zusammen mit dem alten Buchhalter und den flatterhaften Mägden am Tisch. Da wurde bös und bissig von den Nachbarn gesprochen, von Leuten, denen man im Geschäft besonders höflich und ehrerbietig entgegentrat. Anna-Marie konnte fast nie an den Gesprächen teilnehmen, weil es die Leute, von denen man sprach, nicht kannte, weil es die Hälfte von allem nicht verstand, und weil es wegen seiner „Länder-Sprache" immer ausgelacht wurde.

Bei der großen Wäsche mußte Anna-Marie mithelfen. In großen Zainen trug man die Wäsche durch die Stadt, hinunter an die Reuß, auf einen Steg hinaus. Dort kniete jede Magd in ein Kistlein und schwenkte das Zeug in der vorbeiflutenden Reuß. Das Wasser schien ihm nicht eben sauber zu sein, und doch sollte die feine Herrenwäsche darin schneeweiß werden. Noch viele andere Waschfrauen knieten auf dem Steg. Die schmucke Nidwaldner-Tracht erregte Aufsehen und Neid. „Die bockigen Bauernmädchen aus den Ländern sollten nicht so stolz geschmückt hier umeinander laufen." Anna-Marie war sich schon an solche Angriffe gewohnt und schwieg. Eine andere Frau nahm nun für die Länder Partei. „Die haben recht, die lassen sich nicht von der Obrigkeit Vorschriften machen wegen jedem Kleidungsstück und jedem Seidenband an der Haube, wie wir es hier in der Stadt haben. Allen Respekt vor den freien Bauern; die wehren sich gegen die Gewaltherrschaft der reichen Herren, wenn unsere Männer so wären wie die, hätten

wir ein besseres Leben." Bald war ringsumher Streit.

Abends, nach dem Läuten der Betglocke, wurden alle Stadttore geschlossen. Auch die Reuß wurde für die Schiffahrt abgesperrt. Kein Mensch konnte in die Stadt hineinkommen oder hinaus. Für Anna-Marie war dies ein schmerzliches Gefühl; als ob es jede Nacht mit all den Menschen zusammen eingesperrt würde. Bürger, Wächter und Weibel patroullierten die ganze Nacht durch die Straßen und Gäßlein wegen der Feuersgefahr und um für Ruhe und Ordnung zu sorgen.

Einmal stand Anna-Marie am geschlossenen Tor und schaute durch die Gitter auf den See hinaus. Leichte Nebel lagen über dem Wasser. Die Schneeberge glänzten im letzten Rot. Wie gerne wäre es jetzt mit einem Boot hinausgerudert, wie sehnsüchtig dachte es an die schönen Abende daheim! Hier war es eingesperrt. Das Tor blieb trotz allem Rütteln geschlossen und kein Schifflein wartete ihm am Ufer.

Bei unseren Truppen: Instruktion und Zabig
Zens. Nr. VIII H B 693

Es drückte die heiße Stirne an die kühlen Gitterstäbe und schaute durch die immer neu hervorbrechenden Tränen in das letzte Abendrot hinein: „Ach, könnte ich doch nur am freien Ufer auf der andern Seite dieses Sees in einer kleinen Fischerhütte sitzen, keine Menschen um mich, keine Gitter, nur den Peter!"

„Nimm mich doch heim!"

Dieses Heimweh wuchs von Tag zu Tag, trotz der Kurzweil, welche die Stadt bot. Anna-Marie sah so viel Neues und Interessantes. Da fuhren Kutschen mit herrlichen Pferden bespannt. Zwei und vier Pferde für eine einzige Dame. Ueberhaupt die Damen in der Stadt. In gestärkten, teuern Kleidern kamen sie daher, über und über gepudert und geschminkt, hielten in Gold gefaßte Gläser vor die Augen, nickten und drehten sich so steif, als ob ihr Rücken an einen Stock gebunden wäre.

Besonders elegante Damen kamen auch mit französischen Offizieren in das Tuchgeschäft. Solche Offiziere kamen jetzt sehr häufig. Ei, wie waren da die Ladendiener höflich und ehrerbietig, wie machten sie Knixe und parlierten in der fremden Sprache! Anna-Marie wurde jedesmal rot vor Zorn, wenn es diese untertänigen Verbeugungen vor diesen Offizieren sah: „Wegen ein paar Ellen Tuch knikken die vor diesen fremden Eindringlingen zusammen. Schämen sich diese Leute nicht, so ehrlos zu sein! Was würde Peter in der gleichen Lage tun? Niemals würde er so handeln. Sicher würde er eher zuschlagen als sich verbeugen."

Plötzlich tauchte der Vater auf. Breit und sicher trat er ein und fragte nach seiner Tochter. Man führte ihn hinauf in den Salon mit den alten Bildern und den vergoldeten Schnitzereien an den Wänden. Da saß er nun, den Hut in der Hand, auf dem Rande eines prunkhaften Polsterstuhls. Anna-Marie kam herein, trat auf ihn zu und hatte schon die Augen voll Tränen: „Vater, nimmst du mich heim; darf ich mit dir heimkommen?" „Sei doch still; was fällt dir ein, hier zu weinen, die Leute könnten's hören." Der Tuchherr kam persönlich und seine feine Frau, begrüßten den Leonz, lobten die Tochter, rühmten sein gutes Aussehen und fragten nach den Ge-

schäften. Der Vater hatte es eilig; er wollte möglichst bald wieder aus dieser noblen Stube heraus. Er befahl der Tochter, mit dem Weinen aufzuhören und mit ihm zu kommen.

Sie gingen zusammen in die Wirtsstube zum „Ochsen", setzten sich in eine stille Ecke, dann begann der Vater zu schimpfen: „Du kannst mich noch ordentlich blamieren mit deinem Geplär. Ein erwachsenes Mädchen weint am hellen Tag, das ist ja verrückt! Warum willst du heim; hast gutes Essen, wenig Arbeit, lauter feine und gute Leute um dich, was fehlt dir denn?" „Ja, ja, das ist alles wahr, aber laß mich doch heim, ich halte es einfach hier nicht länger aus. Das ist für mich ein Gefängnis." „Nur bis man sich gewöhnt hat. Ich kann dich jetzt nicht heimnehmen, im Gegenteil, du sollst mir hier etwas sehr Wichtiges auskundschaften." Er begann ihm seine Pläne auseinander zu setzen. Die Luzerner Herren hatten versprochen, bei der Einführung der neuen Ordnung in Nidwalden ihm zu einem Amt zu verhelfen. Das wäre für ihn ein großer geschäftlicher Vorteil. Nun wußte er nicht genau, ob es die Stadtherren auch richtig ehrlich mit ihm meinten, ob sie auch wirklich das gegebene Wort halten wollten. Anna-Marie sollte nun bei den Zusammenkünften der Kaufherren gut aufpassen, ob nicht davon die Rede sei. Das Mädchen hörte nur mit halbem Ohr zu. Es dachte nicht einen Augenblick daran, solches zu tun. Es erschrak nun bis in die Seele hinein ob der Denkweise und dem Ansinnen seines Vaters. Wie ganz anders dachte Peter über die neue Ordnung und seine Heimat!

Der Vater war nicht zufrieden mit Anna-Marie, und da er in der Wirtsstube nicht gut losdonnern konnte, schickte er es heim und blieb beim Weine sitzen. Anna-Marie sah auf dem Heimweg die Türe der Peterskapelle offen. Petrus war ja der Patron der Fischer; darum ging es manchmal schnell auf einen Sprung in diese Kapelle. Auch war da ein Seitenaltar der heiligen Familie geweiht; dort kniete es hin und betete: „Herr, lehre mich den rechten Weg. Ich bin so unglücklich, so allein und weiß mir nicht zu helfen. Herr, lehre mich den rechten Weg."

Von der Heimatliebe und der Nächstenliebe.

Während diesen Wochen hatte sich in Nidwalden manch bitteres Ereignis zugetragen. Die Bedingungen, unter welchen die Landsgemeinde die neue helvetische Verfassung angenommen hatte, wurden von der Aarauer Regierung in manchen Punkten mißachtet. Trotzdem das Behalten der Waffen garantiert war, kam vom helvetischen Kriegsminister eine geharnischte Anklageschrift, weil Nidwaldner Pulver angekauft hatten. Und sofort nachher kam ein strenges Verbot für jedermann Waffen jeder Art auszuteilen, zu verleihen oder zu verkaufen. Mit der Garantie der freien Religionsausübung war es gleich übel bestellt. Schon wieder wurde ein Pfarrherr wegen einer Predigt eingeklagt und vor das Gericht geschleppt. Die Klöster durften keine Novizen mehr aufnehmen. Die Geistlichen durften nicht mehr vom Volk gewählt werden, sondern sollten durch einen protestantischen Minister eingesetzt werden.

Waren das nicht grobe Verletzungen der gegebenen Garantien? Was mußte das Volk von dieser Regierung noch erwarten?

Zu gleicher Zeit wurde die Selbständigkeit des Staates Nidwalden aufgehoben. Er wurde mit Obwalden, Zug, Uri und Schwyz zu einem Kanton verschmolzen. Das Inventar des Zeughauses mußte nach Aarau vermeldet werden und auch ein Verzeichnis aller Staatsgüter. Das hieß so viel wie Uebergabe aller öffentlichen Güter und Waffen.

Das Land war tot und geknechtet. Ein freies Volk, das durch viele Jahrhunderte sein Eigenleben hart erkämpft und treu behütet hatte, das mit kühnem Mut in tausendfacher Gefahr die Eidgenossenschaft mitbegründet und erstritten hatte, wurde nun verraten und gebodigt. Verraten von jenen, die dem Bunde später beigetreten waren. Das ertrug der freie und rechtdenkende Nidwaldner nicht.

Spione und Agenten unterdrückten jede öffentliche Meinungsäußerung. Aber in den Dörfern und auf dem Land kamen die Mannen heimlich zusammen, ab den Bergen kamen die Aelpler zu geheimen Beratungen.

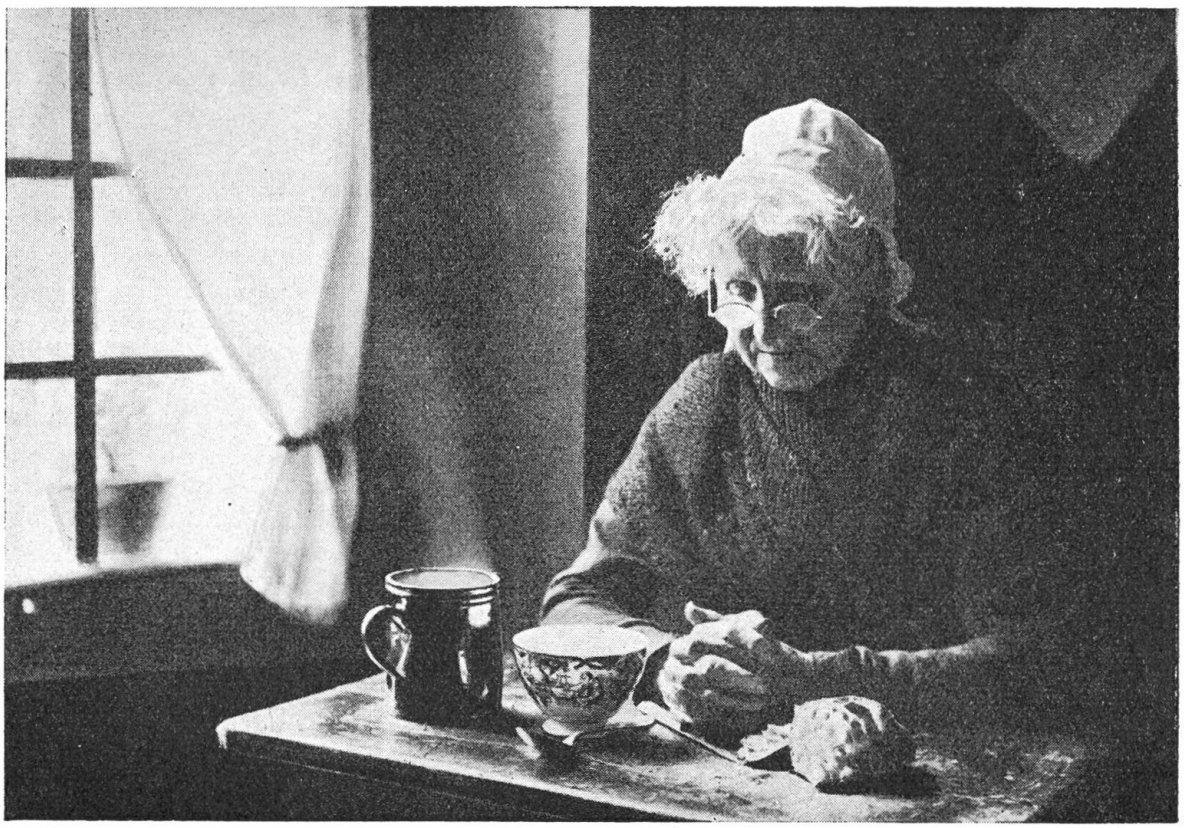
Alle waren sie einig, dieses harte Joch abzuschütteln, die Schlinge, welche sie erwürgen sollte, zu zerreißen.

Peter war auch dabei. Ihm war vom Schöpfer und von den Vorvätern eine große Liebe zur Heimat und zum Vaterland gegeben. Das Unglück seines Landes brannte ihm wie ein hitziges Geschwür in der Brust. Er vergaß die Netze, sein Heimwesen und den Wald und dachte nur daran, dem Vaterlande zu dienen und zu helfen. Etwas aber vergaß er dabei nicht, es war ihm fast wie ein zweites Unglück, seine Liebe zu Anna-Marie.

Der jähe und herzlose Abschied nach dem letzten Zusammentreffen blieb ihm in unvermindert schmerzlicher Erinnerung. Später vernahm er, daß sein geliebtes Mädchen ohne ein Zeichen, ohne Nachricht, ohne Abschied fort nach Luzern gegangen sei. Und dazu noch in jenes Luzern, das voll feindlicher Franzosen war. Nächtelang quälte er sich, eine Erklärung für dieses Tun zu finden. Er wollte und konnte das nicht verstehen.

Peter war nicht ein Mann, der ein Unglück gottergeben hinnahm. Er wollte das Schicksal zwingen.

Mit mühevollen Nachforschungen und vorsichtigen Fragen konnte er endlich erfahren, in welchem Hause in der Stadt Anna-Marie sei. Früh am Morgen fuhr er mit seinen Netzen auf den See. Dann ruderte er der Stadt zu. Unverständlich kam es ihm vor, daß in diesem Gemäuer, mitten in den Türmen und Giebeln sein Anna-Marie wohnen sollte.



„Gib uns heute unser tägliches Brot!"

Er fuhr unter der Kapellbrücke durch und landete unter der Egg bei den vielen Booten. Dann stieg er zum Kornmarkt hinauf, besah sich die Häuser, durchsuchte die Gassen und fand endlich des Tuchherrn Haus. Zwei dreimal schritt er an den Türen und Fenstern vorbei. Er konnte nicht ins Innere schauen. Ein paar Schritte von der Haustüre weg, in einem stillen Winkel stellte er

sich hin und wartete. Fischer und Jäger haben die Ruhe und die Geduld, stundenlang zu warten.

Viel buntes Leben wogte an ihm vorüber. Mit schweren Lasten, in feinen Kleidern, in bunten Uniformen gingen und kamen Menschen, lachende, plaudernde, schimpfende Menschen. Nichts von all dem konnte ihn von seinem scharfen Beobachten des Hauses ablenken. Nur wenn fremde Soldaten und Offiziere vorbeischritten, dann juckte es ihm in allen Gliedern.

Erst gegen Abend kam das Anna-Marie aus dem Haus. Es begleitete eine Dame die Gasse hinauf. Leichtfüßig schritt es mit einem Paket unter dem Arm nebenher. Peter setzte sich in Bewegung. Er verfolgte die beiden. Durch Gäßlein und Straßen, trotz Ecken und Winkeln, verlor er sie nicht aus dem Auge. Der Weg war ihm nicht zu lang, denn er rechnete, genau so weit wie es mit der Frau ging, ebensoweit mußte es allein zurückgehen.

So sah er, wie es schließlich allein auf ihn zukam. Er sagte: „Guten Tag, Anna-Marie." „Jesses der Peter!" „Wenn du mir davonläufst, Anna-Marie, dann laufe ich dir nach, und wenn du über alle Berge und Seen fliehst." Ernst senkte es seine Blicke. Sie schritten nebeneinander. Er fand lange keine Worte; alles, was er sagen wollte, fuhr ihm gleichzeitig durch den Kopf, aber reden konnte er nicht. „Daß du kommen könntest, Peter, zu mir hierher kommen könntest, daran habe ich nicht gedacht." Peter bat: „Sag mir ehrlich, sag mir die Wahrheit: warum bist du so von mir fort und dann ohne Bescheid hieher?"

Sie nützten die Zeit schlecht aus, die Beiden. Viel zu schnell waren sie vor dem Haus. In all diesen Leuten konnte man doch nicht reden. Im letzten Augenblick sagte er: „Ich habe meinen Weidlig unter der Egg; ich warte dir dort." „Du, das wird schwer sein, dorthin zu kommen, aber ich versuche es doch. Ich freue mich ja so unsinnig, daß du da bist." Darauf sprang es in die Türe und verschwand.

Nun zum zweiten Mal wartete Peter. Er hörte von den Türmen die Glocken läuten. Er sah, wie die Wächter die Reuß gegen den See zu mit den schweren Torbalken absperrten. Dunkelheit kam über die Stadt, Laternen wurden angezündet, Lichter schimmerten aus den vielen Fenstern. Lange wartete er.

In einen dunkeln Mantel gehüllt kam Anna-Marie zu ihm. Zwischen den Säulen der offenen Markthalle suchten sie ein geschütztes Plätzchen. „Peter, du hast sicher nichts gegessen; ich habe dir etwas mitgebracht", und nahm unter dem Mantel ein Körbchen hervor mit feinem Backwerk. Er griff darnach, mehr aber um die Hand zu fassen, welche das Körbchen darbot und stellte es auf den Boden: „Ich danke dir, daß du für mich sorgen willst."

„Du, Peter, wie geht es bei uns? Ich habe Angst um unser Land. Man hört hier so viel schimpfen und drohen; jeder Laufbub blagiert davon, wie man die Länder Morus lernen wolle. Und die Herren im Geschäft sagen, das müsse jetzt aufhören, daß die Bergbauern da drinnen eine eigene Verfassung hätten." Mit einem schweren Seufzer sagte Peter: „Ja, ja, es steht schlimm. Ich glaube nicht, daß wir das noch lange aushalten. Anna-Marie, du bist ja hier draußen in der Stadt sicher. Sag mir, ist das der Grund, warum du hier sein willst?" „Ich will ja nicht hier sein, Peter, ich will ja nicht. Ich habe den Vater um alles in der Welt angehalten, er solle mich heimnehmen. Er tut es nicht. Ich möchte ja tausendmal lieber in größter Gefahr daheim sein, als hier zuschauen müssen und nicht helfen können."

So erzählte es, wie der Vater ganz plötzlich mit ihm fortgefahren sei und wie es ihm bisher ergangen. Peter hielt die ganze Zeit Anna-Marie's Hand fest. Von einer flackernden Laterne fiel hie und da ein Lichtschimmer auf ihre Gesichter. „So bin ich jetzt zufrieden", sagte Peter, „ich habe etwas Schlimmeres befürchtet. Aber noch einmal wochenlang so gemartert und gequält sein will ich nicht. Seit du aus dem Wald von mir fort bist, davon gerudert bist, habe ich unzählige Stunden um dich Angst gehabt und weiß jetzt, was es heißt, dich zu verlieren. Anna-Marie, es ist eine böse Zeit, davon zu reden, und darum erst recht muß

ich Bescheid wissen. Willst du meine Frau werden?" Da das Mädchen lange stumm blieb, sagte er noch einmal: „Sag mir, willst du meine Frau werden? Schau, wer weiß, ob ich in ein paar Wochen noch lebe. Gib mir wenigstens bis dahin die Hoffnung auf eine schöne Zeit und die Sicherheit, daß du mein sein willst."

Das Mädchen bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen und sagte mühsam: „Ich kann nicht!" Aber Anna-Marie, ist das möglich; was ist denn geschehen? Das kann doch nicht sein, sag mir doch ja." „Ich kann und darf nicht, Peter!" „So ist es also doch, wie ich gefürchtet habe; das hätte ich von dir nicht gedacht, Anna-Marie." „Peter, sei lieb, behalt mich lieb, ich bin nicht daran schuld, aber ich kann dir jetzt den Bescheid nicht geben."

Peter stand wie erstarrt und schaute auf sein Mädchen, das, gebeugt und gequält an die Säule gelehnt, weinte. „Hat dir denn jemand Uebles getan, und bist du deshalb so verändert?" „Nein, Peter, so ist es nicht, aber laß mir Zeit, hab Geduld, ich hab' dich ja so lieb!" Er zog das Anna-Marie sachte an sich, umschloß es mit seinen Armen und flüsterte ihm ins Ohr: „So sag mir doch ja, mein Liebes", und da es schwieg, „schau, vielleicht zieht Krieg und Tod bei uns in Nidwalden ein, vielleicht muß ich da verbluten und sterben mit dieser Qual um dich. Das ist viel Elend." „Peter, wenn es zum Kampfe kommt, dann will ich heim; gib mir zur rechten Zeit ein Zeichen, rufe mich, daß ich hier fort und heim kann. In der großen Not will ich an meinem Platz sein." „So will ich mich jetzt damit trösten, verlaß dich drauf, ich werde dir Nachricht geben."

„Peter, ich muß gehen, laß mich los!" „So sag mir doch noch ein liebes Wort zum Abschied." Anna-Marie fuhr ihm zärtlich mit der Hand über die Stirne und flüsterte: „Hab mich nur so fest lieb, wie ich dich lieb habe, dann wird vielleicht noch einmal alles gut."

„Hat dir denn jemand etwas Uebles getan?"

In dieser Nacht waren die Stunden für die Beiden unendlich lang.

Anna-Marie lag in seinem engen Kämmerlein, das Herz von Schmerz zerrissen: „Warum habe ich ihm nicht ehrlich und offen die Wahrheit gesagt: ich kann nicht deine Frau werden, weil ich der Mutter versprochen habe, den Vater nie zu verlassen. Verliere ich ihn, verläßt er mich wirklich, wenn ich ihm das sage? Oh, jetzt muß er schlecht von mir denken, hat auch so Grund genug, mich zu verlassen. Ach, das Unglück ist zu schwer!"

Peter saß in seinem Weidlig und schaute zu den Sternen auf. Manchmal zeigte sein Blick einen Schimmer von Zärtlichkeit und Rührung, dann wieder wurde er hart wie Glas und die Fäuste ballten sich zu steinharten Kugeln. So wartete er den Morgen ab, von wild wechselnden Gedanken gemartert. Erwartete sehnlichst den Wächter, der die Stadttore öffne und ihn von dem Ort fortlasse, wo er so Schmerzliches erfahren.

Landsgemeinde.

Im Land Nidwalden regierte Willkür, Ungerechtigkeit und Wortbruch. Die Bedin-

gungen, die im Schreiben des General Schauenburg garantiert waren, wurden immer wieder verletzt. Ja man dachte weder im französischen Lager noch bei der Regierung der helvetischen Republik daran, diese Kapitulationsbedingungen der Nidwaldner zu halten.

Der Hochsommer des Jahres 1798 brachte nicht nur glühende Hitze für Land und Vieh. Noch viel mehr als die Sonnenstrahlen es vermochten, heizten die Forderungen der Aarauer Regierung und der Franzosen die Gemüter und brachten die unbändige Vaterlandsliebe der Nidwaldner zum Glühen.

Geistliche und weltliche Vertrauensmänner wurden wegen ihrer patriotischen Gesinnung inhaftiert. Ja man verlangte ihre sofortige Auslieferung nach Luzern und Aarau. Wallfahrten wurden verboten und die Ausübung der Religion mit vielen Schikanen erschwert. Das Volk ertrug diese Herausforderungen nicht mehr. Anstatt die verlangten Angeklagten auszuliefern, stellte es Wachen vor das Haus des helvetischen Distriktsstatthalters und sperrte diesen schließlich mit einigen französisch gesinnten Nidwaldnern im Rathaus ein.

Daraufhin verlangte Schauenburg unter Androhung des kriegerischen Ueberfalles, daß jeder Nidwaldner im Alter von 20—70 Jahren auf die neue Verfassung einen Eid ablegen müsse und zwar ohne jede Bedingung.

Das war zu viel. Hatte man damals an der Landsgemeinde am Karsamstag nur unter gewissen Zusicherungen der neuen Verfassung zugestimmt, vergaß man doch nicht, daß die gleiche Landsgemeinde ihren alten heiligen Eid feierlich erneuert hatte zur Verteidigung von Freiheit, Kirche und Religion. Jetzt sollte entgegen diesem Schwur ein Eid auf die Verfassung abgelegt werden. Jeder sollte Gott zum Zeugen anrufen, daß er sich dieser gottlosen Knechtung voll und ganz unterwerfe, ja daß er mit Gut und Blut für die Diktatur der Franzosen im Land einstehen wolle.

Am 30. August sollte jeder diesen Eid abgelegt haben. Am 29. August kam das Volk von Nidwalden, mit Ausnahme der Bürger von Hergiswil und Engelberg, in Wil an der Aa im Landsgemeindering zu einer Volksversammlung zusammen.

Die Landsgemeinde war ja abgeschafft, die Regierung und der Landrat aufgehoben. Kein feierlicher Zug mit Schwertträger und Helmiblaser zog gegen Wil, kein Landammann eröffnete die Gemeinde. Das Volk, das von allen Seiten zusammengeströmt war, im Geheimen aufgeboten von den Vertrauensleuten, wählte sich zuerst einen Präsidenten, den Schreiber und dann die Weibel.

Landesfürsprech Ignaz Barmettler verlas also als Präsident die Schreiben, welche in letzter Zeit zwischen Nidwalden und Aarau gewechselt worden. Er gab dazu ein klares Bild der jetzigen Lage.

Der Pfarrer von Beckenried, dessen Auslieferung auch von Aarau verlangt worden war, sprach als erster zum Volke. Er redete von der Landsgemeinde vom vergangenen Karsamstag. Von dem Eid, den das Volk abgelegt hatte auf die alten Grundsätze der ersten Eidgenossenschaft. „Wir können nicht einen Eid nach einigen Monaten mit einem ganz entgegengesetzten neuen Eid ungeschworen machen. Ihr habt damals gelobt, euer Leben einzusetzen für Gott, Religion und Kirche. Von der neuen Verfassung und den revolutionären Franzosen wird Gott verfolgt, die Religion verlästert und die Kirche unterdrückt. Und darauf sollen wir schwören, sollen diesen verlangten Bürgereid leisten, entgegen unserer Gesinnung, entgegen unserer glorreichen Geschichte und gegen unseren Willen. Man kann von uns verlangen, daß wir gehorchen, kann verlangen, daß wir schweigen und dulden, aber daß wir einen Eid schwören sollen auf Grundsätze, die wir verdammen, das ist zuviel. Ich spreche nicht von meiner Person. Wenn es dem Lande nützlich ist, daß ich gefangen ausgeliefert werde, dann gehe ich. Gottes Wille geschehe! Aber solange ich nicht gebunden und geknebelt bin, erhebe ich meine Stimme, um mein geliebtes Nidwaldnervolk zu warnen vor dem Abgrund, der sich vor ihm auftut und es zu bitten, halte deine heiligsten Güter hoch, zeige dich in der schweren Stunde der Notwehr, würdig deiner Ahnen und stark im Kampfe gegen die Feinde Gottes und des Vaterlandes. Dann, mein liebes Nidwalden,

wirst du nie untergehen. Es können Tod und Verderben, Elend und Unglück über dich hereinbrechen, aber weil du dich in der schweren Prüfung groß und treu gezeigt hast, wirst du wieder auferstehen, wirst wieder frei und selbständig. Hier in diesem Ring wird dann wieder Landsgemeinde gehalten von eueren Söhnen, die sonst als Knechte fremder Willkür leben müßten."

In vielen hundert Augen rings um den Redner leuchtete jener Glanz der Treue, der sich vor Kampf und Tod nicht fürchtet. Die verhaltene Ruhe löste sich plötzlich. Die vielen Köpfe gerieten in wogende Bewegung, gleich wie wenn der Wind in den See fällt. Gespräche und Zurufe wurden laut. Rede und Gegenrede folgte. Die Stimmung der Gemeinde gipfelte in dem Ausruf eines jungen Aelplers: „Wir wollen frei sein, oder nicht sein!"

In diesen Männern lebte noch der Geist der alten Eidgenossen, der Sinn, über Jahrzehnte hinaus zu denken, die Bereitschaft, ein großes Opfer auf sich zu nehmen, damit die kommenden Geschlechter in Freiheit leben können und nicht über die Schwäche ihrer Väter fluchen.

Aus diesem Geiste beschloß die denkwürdige Gemeinde im alten Ring zu Wil am 29. August 1798, sich gegen jeden Feind zu wehren; sofort die Grenzen zu besetzen; dem Kriegsrat alle Macht zu übertragen und zugleich alle wehrfähigen Männer aufzubieten.

Festen Schrittes, mit ernsten Blicken in den wetterharten Gesichtern gingen die Männer aus dem Ring. Bald war der große Platz menschenleer.

Bei unsern Truppen:
Im Winterpelz auf Hochgebirgswacht
Zens. Nr. VIII H B 686 Photo G. Wenger, Andermatt

Die Starken auf Posten; die Schwachen im Bett.

Peter kehrte von dieser Landsgemeinde mit seinen getreuen Kehrsitern in größter Eile heim. Wohl noch nie vorher hatte sein Weidlig solche Ruderstöße aushalten müssen. Ernst waren die Mannen im Boot und nicht sehr redsam. Und doch sprach jeder davon, was er zu tun gedenke, um am besten dem Land zu nützen. Manchmal hatte man den Peter ausgelacht wegen seinen vielen Palisaden-Pfählen. Jetzt zeigte es sich, daß er richtig vorausgesehen hatte.

Jeder holte zu Hause seine Waffen, seine Munition und Mundvorrat und eilte dann zum Sammelplatz nach Stans. Dort war schon ein fieberhaftes Treiben. Die ganze Bevölkerung beteiligte sich an den Kriegsvorbereitungen. Kinder führten auf Karren Lebensmittel herbei, Frauen und Töchter gossen Bleikugeln oder schnitten aus Hemden, Bettzeug und Leintüchern Verbandstoff.

Die Artilleristen holten im Zeughaus die Kanonen. Die Infanteristen und die Scharfschützen zogen rottenweise unter dem Kommando des Abschnittskommandanten auf ihre Posten. Auf den Allweg, nach Stansstad, Buochs, Beckenried und an die Naas kamen Kanonen, nach Kehrsiten zwei Falkonetgeschütze. An die obere Landesmarch im Kernwald, auf den Muoterschwandenberg, auf den Lopper, auf die Pässe Aecherli, Storegg und Joch marschierten Truppen. Lange bevor dieser Landsgemeindetag zu Ende ging, waren alle wichtigen Punkte der Grenze besetzt.

Der Leonz im Mattli lag zu Hause im Bett. Seine Mägde mußten ihm von allen Seiten Bericht holen. Jedesmal, wenn ihm aufgeregt etwas Neues gemeldet wurde, seufzte er wie ein Schwerkranker, griff sich an den Rücken, verzog sein Gesicht und jammerte: „Daß mich dieser Hexenschuß auch gerade jetzt hat treffen müssen! Ich könnte doch bei den Kanonieren und den Scharfschützen zugleich sein. Auw, wie das in meinem Rücken bohrt, ich kann kaum atmen! Sobald es aber wieder ruhig im Haus und er vor Ueberraschungen sicher war, dann stieg er heimlich aus dem Bett und schaute verstohlen zum Fenster hinaus. Die längste Zeit stand er in Hemd und Nachtmütze am zügigen Fenster. Sobald aber jemand auf die Kammer zukam, sprang er flink und behend ins Bett.

Mit verschmitztem Lächeln guckte er aus den Kissen hervor: „Ich bin schließlich an dem Unglück nicht schuld. Wenn alle so mit den Fremden umgegangen wären wie ich, dann wäre alles in schönster Ordnung. Warum soll ich also für die Dummheit der Andern mein Leben riskieren! Ich habe das schon lange kommen sehen und habe mich darauf eingerichtet. Mir kann es auf keinen Fall schlecht gehen. Gewinnen die Franzosen, dann habe ich ihnen schon längst meine Freundschaft bewiesen. Gewinnen die Nidwaldner, wer kann mir etwas vorhalten? Meine Gliedsucht ist im ganzen Land bekannt. Wer wird mit so einem Hexenschuß aufstehen, geschweige denn auf Posten gehen können! Und noch etwas, mein Anna-Marie ist in Sicherheit. Das habe ich doppelt schlau gemacht. Und das zu einer Zeit, da noch kein Mensch an so etwas gedacht hat. Zwei Fässer Pulver liegen noch in meinem Keller, damit kann ich den Franzosen beweisen, daß ich die kriegstollen Nidwaldner nicht unterstützt habe."

Während er so verschmitzt seine verteufelt kluge Rechnung machte, schlugen die Verteidiger draußen im See neue Wehri-Pfähle in den Grund, bauten Batterien am Ufer und fuhren mit den Kanonen in die Stellungen.

Hinter der Kehrsiter Kapelle, am äußersten Eck stand Peter auf Posten. Er war von seinem Unterführer wegen seiner scharfen Augen hierher auf Auslug gestellt worden. Ihm entging nicht der kleinste Gegenstand auf der weiten Seefläche. Auf der andern Seeseite, am Spissen und beim Bireggwald, sah er Holzfäller und Schiffmacher an der Arbeit zusammen mit Soldaten. Es wurden auch Kanonen dorthin gebracht und auf Flössen aufgeprotzt. Zwischen Kastanienbaum und Hergiswil entdeckte er manchen bekannten Luzerner-Nauen. Kehrsiter-Buben lagen um ihn herum, bereit, auf seinen Wink wie ein Wiesel davonzurennen und seine Meldung dem Abschnittskommandanten zu überbringen.

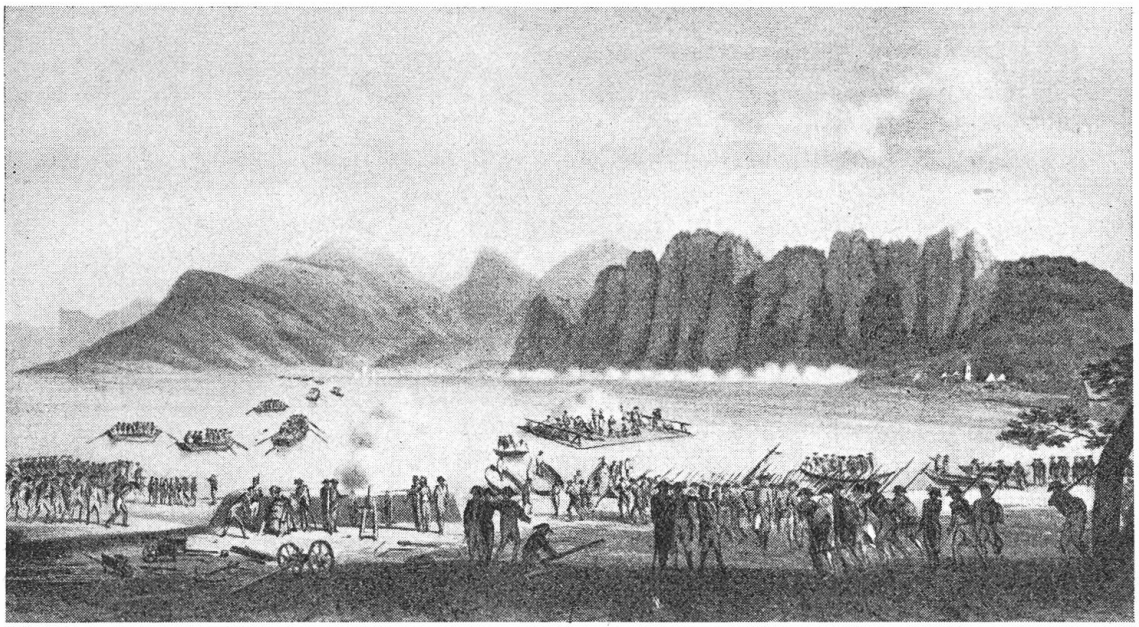
Die Buben berichteten dann bei der Rückkehr, was sie von den andern Posten gesehen oder vernommen hatten: Bei der Kapelle werde eine neue Batterie eingerichtet; man habe in der Nacht eine Einpfünder-Kanone gebracht. Die Harissenbucht sei nun auch mit fünf Mann besetzt. Von Kehrsiten nach Obbürgen werde jetzt mit Zeichen Signal gegeben.

Da stand er nun auf Posten, der Peter, den Stutzer in der Hand und mußte Auslug halten gegen Luzern. Ganze Tage war sein Blick ständig dorthin gerichtet. Und dorthin ging auch sein Sinnen. Drüben in der Stadt mit den Türmen und Mauern war sein Anna-Marie, dem er versprochen hatte, ein Zeichen zu geben, wenn die Gefahr und die Not des Landes groß war. Dort auch verschlossen in der Brust dieses lieben Mädchens lag das Geheimnis, das Rätsel, warum es nicht seine Frau werden wollte, trotz der alten Freundschaft und der eingestandenen Liebe. Wie sollte er nun ein Zeichen geben können; keiner durfte von seinem Posten und niemand außer Landes.

Halt, was war das? Kanonendonner, Kanonenfeuer am Spissen. Schon klatschten die Kugeln vor seinem Ufer in den See. So jetzt kommen sie, die Franzosen, mit Feuer und Tod im Namen der Freiheit und Brüderlichkeit. Schon wieder krachen die Schüsse. Warum schweigen denn unsere Kanonen, warum fällt kein Schuß auf unserer Seite? Dort drüben löst sich am Winkel ein Fahrzeug voll Franzosen. Kampflustig messen seine Augen die Entfernung. Noch ist es zu weit. Jetzt sind schon drei vollbesetzte Fran-

zosenschiffe auf dem See. Sie fahren hinter einander; da kommen noch zwei Flosse mit Kanonen von Kastanienbaum her. Krachend löst sich darauf ein Schuß. Der schlägt weit ob der Kapelle in den Wald. Immer noch kein einziger Schuß auf unserer Seite. Sie lärmen, die Franzosen, heisere, krächzende, unverständliche Worte rufen sie über den See und kommen immer näher. Jetzt haben sie die zwei Kanonenflosse voraus. Schuß auf Schuß fällt von dort. Sie treffen nicht gut, die Franzosen. Peter denkt, wenn jetzt nur ein wilder Sturm dazwischen führe, dann würde ihnen das Zielen schwer und das Sterben leicht.

Endlich krachts auch auf unserer Seite. Die Batterie bei der Kapelle hat gefeuert. Der Schuß ist zu hoch, schlägt hinter dem ersten Boot ins Wasser, aber dann kracht es aus vielen Stutzern nacheinander. Schau, wie werfen sie die Hände in die Höhe! Auf beiden Seiten fallen rote Hosen in den See. Und das hört nicht mehr auf. Die Kanone auf dem vordersten Floß wird einsam. Niemand rudert mehr. In den andern Booten wird das Feuer auch spärlicher. Die Franzosen schreien und sinken zusammen. Jetzt hat unsere Kanone den Schnabel eines Schiffes getroffen und weggerissen. Die andern fahren zu Hilfe, wollen die Ertrinkenden retten. So sind sie schön beieinander, sind sie ein gutes Ziel. Dort steht ein stolzer Offizier. Das Gold seiner Uniform glitzert und leuchtet in der Sonne. Sorgfältig zielt Peter; kein Zittern verrät seine Aufregung. Ruhig schaut er dem Schuß nach und sieht den großen Mann zusammenbrechen. Nun weiß er wie zielen. Die Franzosen müssens büßen.



Die Beschießung von Stansstad am 9. September 1798.
Nach einem zeitgenössischen Aquarell aus der Sammlung des französischen Generalstabs.
(Historisches Museum Stans.)

Das Schießen auf dem See hört auf. Die Franzosen werfen ihre Gewehre weg und greifen zu den Rudern. Die stolze Flottille sucht sich zu retten. Aber so weit die Stutzer reichen, wird der See vom Blute rot.

Die Flucht über den See.

Das war der erste Sieg der Nidwaldner über die Franzosen. Ihm folgten andere.

Schon fünfmal waren nun die feindlichen Flotten mit immer besserer Bestückung gegen die Nidwaldner Ufer angefahren. Aber jedesmal am Acher, von Stansstad oder Kehrsiten mit großen Verlusten zurückgejagt wor-

den. Die Verteidiger hatten fast keine Verluste gehabt. Ihre Stimmung und der Glaube an einen Sieg wuchs und damit auch die Hoffnung auf Hilfe von Uri und Schwyz. Von Schwyz hatte man sichere Zusagen von Hilfstruppen, welche bereits sich sammelten.

Auch Peter war zuversichtlich. Er wußte schon, daß nur die Hingabe der allerletzten Kräfte und das Aufgebot jeder Person den Angriff abwehren konnte. Er fluchte und haderte mit sich selbst, daß er dem Anna-Marie nicht früher ein Zeichen gegeben hatte. Wie viel hätte es helfen können, und wie schlecht hielt er sein Wort!

Da kam die Nachricht, General Schauenburg habe Aufschub aller Kampfhandlungen versprochen, er wolle Friedensbedingungen unterbreiten. Das war für Peter eine gute Nachricht. So sah er doch noch eine Möglichkeit, schnell nach Luzern durchzuschlüpfen. Er beriet sich mit dem Unterführer seines Abschnittes. Der sagte ihm, er könne auf keinen Fall Urlaub geben, aber wenn er es auf eigene Verantwortung versuchen wolle, dann bestimme er unterdessen einen andern auf seinen Posten.

Ein leichter Nebel legte sich am späten Nachmittag über den See. Das war dem Peter wie gewünscht. Er nahm seinen Weidlig mit Netzen und ruderte vorsichtig gegen Hertenstein und Meggenhorn. Mit kräftigen Ruderschlägen, aber sorgfältig auf jedes Geräusch achtend, glitt er durch den Nebel weiter und gelangte schließlich bis ins Schilf vor Seeburg.

Peter warf seinen Anker auf Grund, ließ so angebunden den Weidlig weit vom Ufer weg im seichten Wasser, vom Schilf verdeckt, liegen und watete an Land.

Mit schnellen Schritten eilte er der Stadt zu, ging jedoch langsamer, so oft er sich beobachtet glaubte. Peter hatte nicht viel Zeit zu verlieren, denn es ging gegen Abend und dann wurden die Stadttore geschlossen. Hundertmal hatte er sich in den letzten Tagen und Stunden überlegt, wie er zu Anna-Marie gelangen könne. Er hatte sich einen festen Plan zurechtgelegt. Am Arm trug er seinen Fischerkorb, damit er nicht so auffalle in der Stadt. Darin hatte er einen Mantel verborgen. Ueberall am Ufer sah er Milizen mit dem Bau und der Bewaffnung von Schiffen beschäftigt. Mehrmals wurde er angehalten, er müsse auch helfen. Aber mit gleichmütiger Miene wies er auf seinen Korb und sagte nur: „Fische für die Amtsherren und Offiziere.“ Dann eilte er weiter.

Peter kam durch das Zinggentor in den Hof und über die Hofbrücke zum Kapellplatz. Er trat keck in den Laden und sagte zum Ladendiener: „Ist hier eine Jungfer von Stansstad? Ihr Vater hat mir vorige Woche einen Korb für sie mitgegeben, ich habe den schon zweimal ans falsche Ort getragen, sie soll kommen und schauen, ob er ihr gehört.“ Nichts ahnend rief man das Anna-Marie. Als es eintrat und den Peter sah, wurde es bleich und schwach. Peter fragte ruhig und beherrscht, ob es die Jungfer von Stansstad sei und gab ihm mit den Augen ein Zeichen, sich unauffällig zu verhalten. Dann zeigte er den Korb her und fragte, ob sie den Korb und den Inhalt kenne. Anna-Marie kam näher und schaute hinein. Da flüsterte er: „Nimm den Korb und komme sofort mir nach, es ist ein Mantel drin.“ Dann machte er Kehrt und ging zur Türe hinaus.

Wenige Augenblicke nachher sagte Anna-Marie im Laden halblaut: „Ich muß ihm doch noch einen Botenlohn geben“ und sprang ihm nach. Auf dem Platz mitten unter Leuten und Soldaten sagte er: „Folge mir unauffällig über die Hofbrücke.“

Dort bei den alten Gräbern neben der Hofkirche blieb er stehen und wartete. Als es ihm nahe kam, sagte er: „Anna-Marie, jetzt geht es uns schlecht im Land; willst du jetzt heimkommen?“ „Peter, ich habe auf dich gewartet, jede Stunde, Tag und Nacht, nimmst du mich mit? Ach, ich mußte fast verzweifeln.“ Dann ging er wieder voraus.

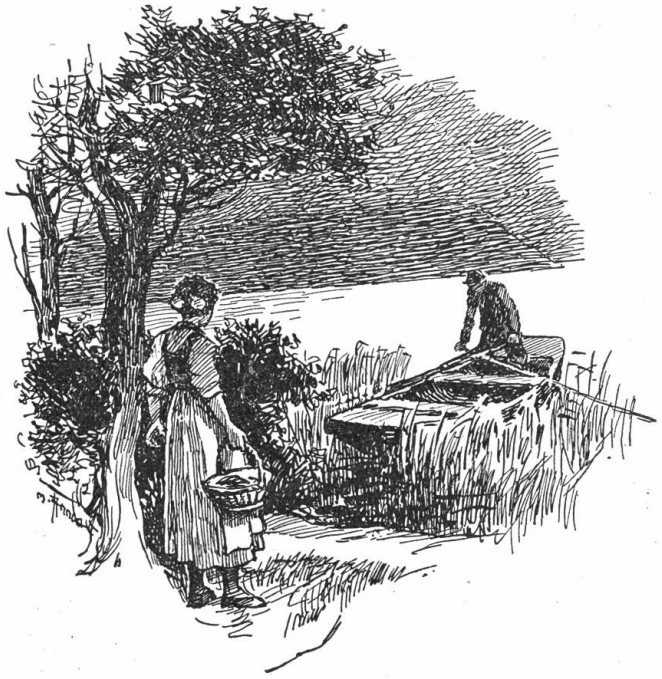
Erst weiter außerhalb der Stadt trugen sie den Korb gemeinsam. „Ich habe eine furchtbare Angst um dich ausgestanden, Peter.“ Da meinte er: „Und jetzt willst du auch dahin, wo es so gefährlich ist, daß man so furchtbare Angst haben muß, warum denn?“ „Ja, kann ich denn nichts helfen bei euch? Meinst du, ich kann hier draußen leben, und die Leute um mich verderben unser Land! Niemals! Tausendmal lieber

will ich helfen und mitkämpfen, und wenn es mein Tod sein soll. Peter, ich kann schon etwas nützen, ich bin stark."

Bei einer kleinen Baumgruppe sagte er: „Bleib jetzt hier zurück und verstecke dich im Gebüsch. Ich hole dich mit dem Weidlig, wenn es dunkel ist." Dann ging er weiter. Bald darnach schritt er zum Wasser hinab und watete zu seinem Boot.

Lange wurde ihm die Zeit, auf die Dunkelheit zu warten. Er spähte nach allen Seiten. Ruhig war es auf dem See. Der Nebel lag jetzt höher, so daß er bis gegen Kastanienbaum sehen konnte. Dort war geschäftiges Leben. Aber keine Schiffe fuhren auf der weiten Wasserfläche.

Peter verlor die Geduld, machte sein Boot frei und ruderte langsam durch das Schilf auf die Baumgruppe zu. Der Bug hatte kaum das Ufer berührt, war Anna-Marie schon im Boot. „Versteck dich, liege auf den Boden!" sagte er. Nach kurzer Zeit meinte es: „Ich kann doch nicht hier stille liegen, ich will dir rudern helfen!" Sei still!"



— und ruderte langsam auf die Baumgruppe zu.

Peter glaubte sich beobachtet. Deshalb warf er seine Netze ins Wasser, stellte den Netzbaum auf und gab sich den Anschein, als ob er in aller Ruhe Netze einziehen wolle. Dann gab er seinen Tschopen dem Anna-Marie und sagte: „Zieh den Tschopen an, damit man nicht sieht, daß du ein Mädchen bist, dann kannst du rudern, grad auf Hertenstein zu, ich ziehe dann die Netze ein."

Schweigend entfernten sie sich langsam und fuhren so in die Dunkelheit hinein. Später ruderten sie beide.

Meggenhorn lag schon weit hinter ihnen. Anna-Marie legte Peters Tschopen ab. Ihm war heiß.

Am Rauschen der Wellen erkannten sie, daß sie nahe am Hertensteiner Ufer sein mußten. Da hörten sie Schritte in einem Boot und gleichzeitig eine Stimme, welche rief: „Halt!" Und noch einmal: „Halt!" Peter neigte sich weit nach vorn und zischte dem Mädchen zu: „Jetzt nur vorwärts." Da wurden Stimmen laut. Ein Licht blitzte auf. Für einen Moment wurden sie hell beleuchtet. Aber Peter sah jetzt auch, wo das andere Schiff war. „Franzosen", sagte er zu Anna-Marie, „jetzt müssen uns alle Heiligen helfen; sie haben mehr Leute und Ruder als wir." Da fiel ein Schuß, hart am Boot vorbei pfiff die Kugel. Anna-Marie gab keinen Laut von sich. Es legte seine ganze Kraft in die Ruder.

Die Verfolger lärmten und polterten in ihrem Boot und zündeten weitum mit ihrem Licht. Schon wieder fiel der Lichtschein auf Peters Weidlig. „Nach drei Stößen rechts um, eins, zwei, drei", flüsterte Peter. Das Mädchen mußte sich am Bootsrand halten, so jäh drehten sie ab. Schon wieder pfiff die Kugel daneben. So fuhren sie im Zickzack, um den Franzosen zu entkommen. Wohl auf die Schüsse hin löste sich vor Kastanienbaum auch ein fahrendes Licht los und kam gegen sie. „Du, die wissen, daß wir zu wenig Pulver haben; die glauben, wir fahren mit einer Ladung Pulver gegen Nidwalden. Jetzt müssen wir den See hinauf, gegen die Matt zu." Vom andern Boot aus wurde auch geschossen. Vorn am Bug riß eine Kugel die Planke weg. „Fürchte dich nicht", sagte Peter, „wir sind in Gottes Hand." „Ich fürchte mich nicht, wenn ich bei dir bin." Die Schiffe kamen hörbar näher. Das Mädchen ächzte und stöhnte, so hart stieß es

die Ruder. Der Schweiß rann ihm in die Augen. Sie verbrauchten beide alle Kraft, denn sie wußten, jetzt geht es ums Leben. Die Lichter fielen immer wieder auf sie und die Schüsse schlugen ins Boot. Aber plötzlich sah Peter, ganz schwach noch und weit weg, im Lichtschein einen Baum. „Jetzt kommen wir bald näher.“ Das Schiff von der andern Seite mußte groß und stark sein, denn viele Stimmen waren von daher zu hören; sie riefen in ihrer Sprache zum anderen Schiff hinüber. „So nahe, und verlieren, Himmel, das kann doch nicht sein!“ Mit letzter Kraft schlugen sie das Wasser. Da blieb das Franzosenboot zurück, dafür fielen mehr Schüsse. „Jetzt haben's sie's gemerkt; wenn sie still bleiben und nicht schaukeln, dann treffen sie uns besser.“ Das Licht blieb jetzt länger auf ihnen liegen. „Jetzt hilft nur noch ein Wunder“, stöhnte Peter, „aber ich glaube an dieses Wunder.“ Plötzlich blitzte vor ihnen am Ufer ein Schuß auf und nebenan ein zweiter. Ein Fluchen kam aus dem Franzosenschiff, und ihr Licht löschte aus. Peter drehte ab. — — Sie waren gerettet.

Als Deserteur und Spionin.

Kaum aber waren sie dem Ufer recht nahe, da tönte ihnen schon wieder ein Befehl entgegen: „Halt, wer da!“ „Ich bin's, der Peter.“ „Kann jeder sagen, ich bin der Peter, woher kommst und was willst? Was war das überhaupt für eine Schießerei?“ „Wart du nur, ich komme und erkläre dir alles.“ „Nichts da, du fährst mir nicht an Land, bis ich genau Bescheid weiß.“

Inzwischen waren auch noch andere hinzugetreten. Ein Licht blitzte auf. „Kennt einer den Mann da oder die Frau?“ Da niemand ihn kennen wollte, sagte Peter ungeduldig: „So schaut mich doch recht an, ich bin doch der Fischer Peter von Kehrsiten.“ Da ertönte eine helle Knabenstimme: „Ja, ja, das ist der Peter, der ist ja die ganze Zeit da vorne auf Posten gewesen.“ Aber sie ließen ihn nicht ans Ufer fahren, bis er alles haargenau erklärt hatte und auch dann noch schleppten sie beide zum Unterführer.

Peter hatte wirklich Pech. Von den Franzosen weit gegen Matt abgetrieben, kam er in einen Abschnitt zurück, der von Leuten besetzt war, die ihn und das Anna-Marie nicht kannten. Diese hatten selbstverständlich strengen Befehl, jeden, der vom See her an Land kam, zu verhaften. So mußten die Beiden unter scharfer Bewachung in der dunkeln Nacht zum Abschnittskommandanten gehen. Anna-Marie war zum Umfallen müde; es hatte das Gefühl, als ob man ihm die Arme ausgedreht habe und sie jeden Moment abfallen könnten. Und dann sehnte es sich darnach, endlich mit dem Peter ruhig und ungestört reden zu können. Seit er draußen in der Stadt in das Geschäft gekommen war, hatten sie ja kaum ein paar Worte wechseln können, und jetzt waren wieder fremde Leute dabei.

Der Kommandant für die Besatzung von Kehrsiten hatte sein Quartier in der Stube eines Bauernhauses ob der Kapelle. Den Stutzer griffbereit, saß er am Tisch und schrieb eine Meldung. Er schaute verwundert auf, da man den Peter und des Mattli-Leonzen Anna-Marie hereinführte. „Ein Deserteur und eine Spionin“, sagte gewichtig der Begleitmann. „Der Peter ein Deserteur? Das ist doch nicht zum Glauben!“ zweifelte der Kommandant und schickte die Andern hinaus. Peter erklärte ihm die ganze Geschichte und den Hergang: „Schließlich, das ist meine Braut, das heißt, ich will das Anna-Marie heiraten, da kann ich es doch nicht bei den Franzosen draußen lassen.“ Aber das ernste Gesicht des Kommandanten wurde dadurch nicht gnädiger: „Du weißt doch, daß wir vor einer Woche an der Gemeinde in Wil beschlossen haben: ‚In Zukunft soll niemand mehr das Vaterland verlassen bei hoher Strafe!‘ Wenn dich die Franzosen erschossen hätten wegen deinem waghalsigen Leichtsinn, dann wärest du für uns verloren gewesen mit deiner ganzen Kraft, die wir so notwendig brauchen.“

Er hielt ihm eine tüchtige Predigt und schickte ihn schließlich auf seinen Posten zurück: „Das Anna-Marie aber muß nach Stans. Ich habe strengen Befehl, alle Personen, die von auswärts kommen, sofort nach Stans ins Verhör zu schicken. Da habe ich gerade eine Meldung geschrieben, die kann man dem Begleitmann mitgeben.“

Dann rief er: „Andres, Andres, da hast du ein Schreiben an den Kriegsrat in Stans, nimmst das Anna-Marie mit. Du fährst sofort und schnell; mußt lange vor dem anbrechenden Morgen zurück sein, das Anna-Marie muß aufs Rathaus vors Verhör."

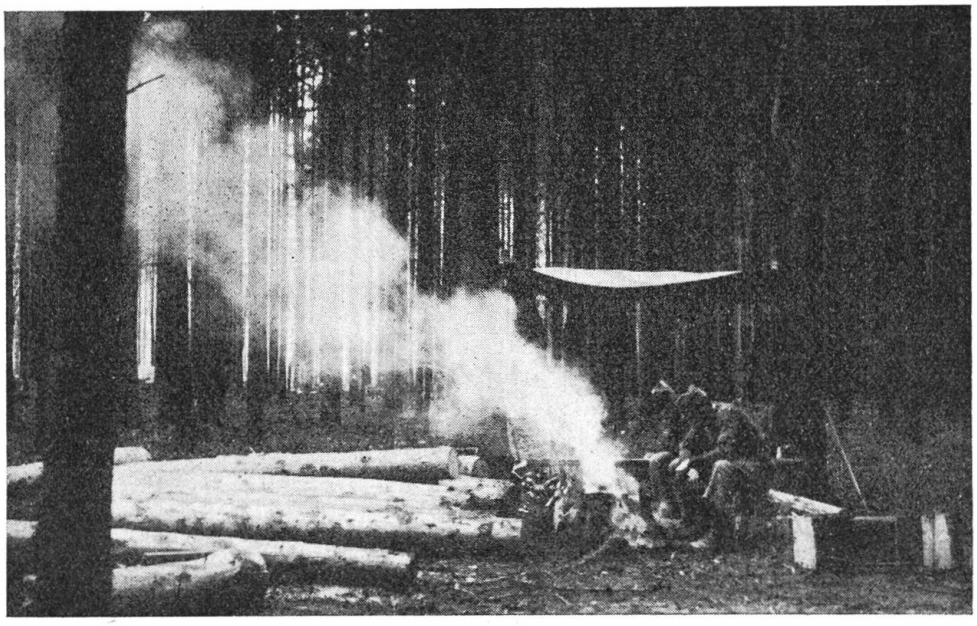
Vor dem Hause in der dunkeln Nacht, kaum beleuchtet vom spärlichen Lichtschein, der aus dem kleinen Fenster fiel, sah Anna-Marie den Peter noch einmal. Es ging auf ihn zu und reichte ihm stumm die Hand. Er faßte sie mit seinen starken großen Händen und sagte: „Anna-Marie, ich danke dir, daß du gekommen bist, danke dir von ganzem Herzen." „Warum muß ich denn nach Stans; ich bin doch zum Helfen gekommen?" „Bleib jetzt tapfer, du wirst bald zurück sein." Der Begleitmann machte dem Gespräch ein Ende. Er müsse pressieren, es solle sofort mitkommen; damit schwang er seinen mächtigen Stutzer auf die Schulter, befahl dem Anna-Marie „Vorwärts!" und ging voraus. Da griff Peter schnell nach dem Mädchen, zog es heftig an sich und küßte es wild und unbändig. Mit seiner jungen Kraft zerdrückte er es fast: „Mein Liebes!"

So wurden sie, kaum aus der Todesnot errettet, wieder getrennt.

Gefangen und verhört.

Der Soldat und Anna-Marie fuhren in einem Boot ohne Licht vorsichtig dem Ufer nach. In der schwarzen Nacht konnte man nicht wissen, wo der Feind sich auf dem See befand. Anna-Marie half trotz den müden Armen kräftig rudern. Das gefiel dem schweigsamen Begleiter. Er begann zu erzählen von den acht verschiedenen Angriffen, welche sie von Stansstad und Kehrsiten bis jetzt abgewehrt hatten. Wie die Franzosen Schiffe und hunderte von Soldaten verloren und Offiziere. Man wolle es den Franzosen schon zeigen! Von Schwyz seien 200 Mann Hilfstruppen unterwegs und von Seelisberg eine Rotte. Seine Worte wurden von Zeit zu Zeit unterbrochen durch Anrufe vom Ufer her: „Halt, wer da!" Dann gab er ihnen Antwort und sie fuhren weiter.

Lange nach Mitternacht kamen sie in Stans an. Anna-Marie wurde im Rathaus, in welchem trotz der Nachtzeit eifriges Treiben herrschte, in das große Zimmer neben dem Turm im obersten Stock geführt. Bewacht von zwei Bewaffneten, saßen und lagen darin allerlei Menschen. Anna-Marie mußte sich zuerst an das Dunkel gewöhnen.



Bei unsern Truppen: Am Feuer im Wald.

Zens. Nr. VIII H B 687 — Photo G. Wengler, Andermatt

Da schliefen ein paar Kinder am Boden in zerlumpten Kleidern. Es setzte sich zu ihnen. Niemand fragte, woher es komme und warum es da sei. Am Boden, zusammengekauert, schaute es in das blasse Gesicht des kleinen, schlafenden Mädchens neben ihm, und hing seinen wehmütigen Gedanken nach: „Was sollte nun mit ihm geschehen? War das der Dank des Vaterlandes dafür, daß es aus der sicheren Stadt hieher zu Hilfe gekommen? Wie elend und verstoßen fühlte es sich! Aber alle Aufregung und aller Kummer waren nicht imstande, den übermüdeten Körper wach zu halten. Hier zwischen den Gefangenen, in der stickigen Luft, schlief es tief und ruhig wie seit vielen Tagen nicht mehr.

Anna-Maries Geduld wurde auf eine harte Probe gestellt. Den ganzen Tag, während das Donnern der Kanonen vom See her immer wieder zu hören war, wurde es nicht zum Verhör gerufen. Gegen Abend sperrte man einen fahrenden Zainenmacher mit seiner Familie zu ihnen in die Stube ein. Wohl zwanzig Mal frug Anna-Marie die Wächter, wann es endlich hier wieder fort könne. Immer wurde ihm der gleiche Bescheid gegeben: „Die Männer des Kriegsrates sind mit tausend Dingen beschäftigt, sie sind wieder fort."

Das arme Mädchen mußte fast verzweifeln. Immer wieder hörte es aufgeregte, eilige Schritte kommen und gehen, hörte die Schüsse von Geschützen und Gewehren und mußte hier untätig warten. Das war ein langer Tag und wieder eine lange Nacht.

Endlich am Morgen wurde es von der Wache in den Ratssaal geführt. Da saßen drei Männer mit grauen Bärten und finsteren Gesichtern und ein magerer Schreiber. Anna-Marie stand beschämt vor ihnen und sagte: „Guten Tag." „Du bist geflohen", sagte der eine. Da füllten sich des Mädchens Augen mit Tränen und es antwortete: „Nein, ich bin nicht geflohen! Ich bin seit zwei Monaten in Luzern in einer Stelle gewesen und bin jetzt heimgekommen, um zu helfen." In kurzen Worten erzählte es seine Geschichte. Aber die Männer wollten nicht zuhören. Sie interessierten sich nicht für seine Flucht über den See. Viel eher wollten sie wissen, was es in Luzern gesehen habe: Wieviel Soldaten, wieviele Schiffe, was für Kanonen? Anna-Marie konnte den drei Fragern nicht genug Antwort geben. Der Schreiber kritzelte mit fliegender Hast Dann befahl man ihm zu warten, rief einen großen bewaffneten Mann. Dieser fragte noch mehr. Lauter militärische Dinge, die es nicht wußte. Zweimal wurde dieser unterdessen weggerufen. Anna-Marie mußte wieder warten. Es hörte die Männer von Angriffen im Kernwald reden. Schüsse von verschiedenen Seiten wurden immer lauter. Immer noch mußte es dastehen. Die Zeit wurde ihm zur Ewigkeit.

Der Schreiber kam wieder und fragte, ob es schreiben könne. Er hielt ihm ein unleserliches Protokoll hin und befahl ihm, den Namen darunter zu setzen. Dann war es frei und konnte gehen.

Wie flog Anna-Marie die Stiege hinunter, wie rannte es über den Dorfplatz, vorbei an den Wachen, den vielen beladenen Wagen, vorbei an der Kirche, aus welcher laute, vielstimmige Gebete tönten, das Dorf ab, gegen Stansstad, heimzu!

Wie der Vater sein Anna-Marie begrüßte.

Stansstad war zu dieser Stunde in einem großen Siegesjubel. Eben zogen sich die kläglichen Reste einer französischen Flotte gegen Hergiswil, gegen den Spissen und Kastanienbaum zurück. Von Kehrsiten wurden sie immer noch beschossen. Die guten Schützen und die tapferen Kanoniere hatten den zehnten und bis jetzt größten Angriff auf dem See abgewiesen und den Franzosen böse Verluste zugefügt. Ein einziger Verwundeter lag in Stansstad. Da lebte die Hoffnung auf einen Sieg erneut wieder auf.

Zugleich war die Nachricht eingetroffen, daß gestern im Kernwald von 72 stürmenden Grenadieren 70 unter den gutgezielten Schüssen der Nidwaldner zusammengebrochen waren.

Anna-Marie kam also unter einem guten Vorzeichen heim. Was würde wohl der Vater sagen, wenn es plötzlich in der Stube stand? Mit klopfendem Herzen ging es auf das Haus zu und die Stiege hinauf.

Nirgends sah es eine Spur vom Vater. Schließlich fand es bei der Batterie an der großen Wehrimauer eine Magd. Diese sagte ihm, daß der Vater, sobald die Schiffe auf dem See und die Kanonen am Spissen mit Schießen angefangen hätten, aus dem Haus und verschwunden sei. Er werde wohl gegen Abend wieder heimkommen.

Was wollte Anna-Marie unterdessen tun? Es blieb bei der Wehri, holte für die Soldaten Essen und Trinken, half Holz auf den Nauen laden. Denn die See-Wehri sollte in der Nacht mit neuen Palisaden-Pfählen verstärkt werden. Arbeit genug auch im Dorf, wo so viele Männer fehlten. Endlich konnte es helfen und etwas nützen. Erst beim Zunachten ging es heim, um nochmals nach dem Vater zu schauen.

Kein Licht war im Haus. Anna-Marie stieg vorsichtig tastend die Stiege hinauf, suchte mit der Hand, der Wand nachstreichend, die Türe und das Schloß und trat in die Stube. Da hörte es des Vaters heiseres Schreien: „Halt oder ich schieße!" Dort kniete der Vater in der Ecke, das Gewehr vor sich auf dem Tisch, der Türe zu gerichtet. Schrecklich war das von Furcht und Angst verzerrte Gesicht mit den weitaufgerissenen Augen anzuschauen. Die um den Kolben verkrampften Finger lösten sich, langsam erhob sich die schwere Gestalt und wie ein Röcheln tönte es aus seinem Mund: „Anna-Marie!" „Ja, schau nur, Vater, ich bin's! Ich bin heimgekommen, um zu helfen, wenn unser Land in Not ist." Da spannten sich die Züge in des Vaters Gesicht, der Mund schloß sich, die Augen funkelten. Seine Angst wandelte sich in Wut. Er schrie: „Daß dich der Teufel hole, du undankbares Luder!" Er warf das Gewehr vom Tisch, schlug mit dem Schuh eine Stabelle gegen die Wand und kam vor Zorn zitternd auf das Anna-Marie zu. „Habe ich dich dafür in Sicherheit gebracht? Habe ich dafür schon vor Monaten für dich gesorgt, voraussehend und klug wie kein Vater in ganz Nidwalden, daß du mir jetzt alles zunichte machst! Geh sofort zurück, woher du gekommen bist! Sofort!" „Aber, Vater", wollte Anna-Marie entgegnen. Mit drohender Faust schnitt er ihm das Wort ab, packte es am Arm und warf es zur Türe in den dunkeln Gang hinaus. Fluchend und fürchterliche Worte ausstoßend stand er im Türrahmen. Da wollte Anna-Marie sich erheben und fliehen. Aber plötzlich änderte er seinen Sinn. „Halt, du gehst mir nicht allein fort! Kein Mensch darf erfahren, daß du da bist! Ich will dich am Morgen verstecken und versorgen, wo dich keiner findet." Mit diesen Worten schleppte er das Mädchen die Stiege hinunter und sperrte es in den Keller ein.

Dort kniete der Vater hinter dem Tisch —

Anna-Marie schrie und bat, trommelte mit den Fäusten gegen die schwere Türe, rief um Hilfe und jammerte. Es hörte des Vaters gewaltige Stimme: „Wenn du nicht sofort still bist, schlage ich dich tot! Eher schieße ich dich tot, als daß ich dich einem Franzosen lasse."

„Herr, lehre mich den rechten Weg!"

In dem stockdunkeln, mit Waren vollgepfropften Keller brach Anna-Marie zusammen. Des Vaters harte Griffe hatten es übel zugerichtet. Aber nicht die körperlichen

Schmerzen waren das Schlimmste. Schrecklicher noch war die Qual in seinem Herzen und die fürchterlichen Gedanken: „Wann endlich hört mein Elend auf? Muß ich hier verenden, wenn die Feuerkugeln der Franzosen ins Haus einschlagen? Oder muß ich weiter dieses furchtbare Leben führen und ertragen? Herr, Gott, gib mir einen Trost! Herr, Gott lehre mich den rechten Weg! Und erlöse mich von meinem Unglück!"

Allmählich wurde Anna-Marie ruhiger und gefaßter. Zuerst nur ganz leise, dann immer deutlicher und schärfer hörte es das Pfeifen der Mäuse und der Ratten. Das machte ihm Angst. Es konnte nicht mehr liegen bleiben. Es wußte, wo das Feuerzeug und das Licht war und suchte im Dunkeln darnach. Alles war so überfüllt. Nie waren früher so viele Säcke, Fässer und Kisten im Keller gewesen. Das Licht war nicht mehr am selben Ort wie sonst. Das arme Mädchen suchte da und dort, stieß mit dem Kopf und mit den Knien hart an unbekannte Gegenstände. Schon wollte es das Suchen aufgeben, da trat sein Fuß auf eine quitschende Ratte.

Anna-Marie begann von der Türe an alles abzutasten, griff in jede Ritze und auf jeden Balken und fand doch endlich die Laterne.

Der Vater hatte mit dem Schlüssel geschlossen. Es rüttelte an dem verrosteten Türschloß, zwängte einen Stock in den Türspalt. Der brach nutzlos entzwei. Es suchte nach Werkzeugen. Auf den Tragbalken entdeckte es zwei große Flötzhacken. Aber es konnte unmöglich damit hantieren, denn für die langen Stangen war zu wenig Platz. Entmutigt setzte sich Anna-Marie auf eine Kiste. Da sah es in der Ecke zwei Fässer stehen, genau gleich wie die Pulverfässer, die es schon oft hatte ausladen helfen. Seine Augen wurden groß vor Schrecken: „Wenn das Pulver ist? und ich hantiere mit dem Licht so nahe!" Aus dieser Angst kam ein anderer Gedanke: „Hatte nicht Peter gesagt, sie haben zu wenig Pulver?" Jetzt war alle Mutlosigkeit und alle Mattigkeit verflogen. Mit verbissener Zähigkeit ging es daran, das Schloß aufzubrechen. Ein Stück Eisen und eine Stange lagen hinter den Fässern. Irgendwie mußte doch das rostige Schloß nachgeben.

Von droben tönten des Vaters Schritte. Er ging wohl in der Stube seinem Zorn nachsinnend hin und her. Vorsichtig hielt Anna-Marie mit seiner Arbeit jedesmal inne, wenn es droben still wurde. Halt, was war das? Des Vaters Schritte tönten vom Gang her, kamen die Stiege hinunter. „Oh je, wenn er jetzt kommt!" Des Mädchens Herz hämmerte in wilden, schmerzlichen Schlägen. Trap, Trap, Trap! Jetzt kam er auf Stein: Klack, Klack, Klack! Die Schritte entfernten sich. Es hörte, wie der Vater die Haustüre zuschlug und verschloß.

Nun konnte Anna-Marie ungestört arbeiten. Es fieberte und zitterte, riß und zwängte. Die Hände und die Knöchel bluteten, aber schließlich ließ das Schloß doch nach. Wie ein kühler Trunk kam ihm die Luft entgegen. Weit sperrte es die Türe auf und zündete mit dem Licht zu den Booten hinüber. Gott sei Dank, das weiße Faßli war da, war zunächst gegen den Keller zu angebunden. Anna-Marie vergrub den Kopf in beide Hände. „Nur jetzt ruhig Blut bewahren! Was muß ich alles tun? wie geht es am schnellsten, am sichersten? Zuerst das Holzgatter hinter den Booten aufdrehen, dann die Fässer aufrollen. Da ist das starke Ladebrett, hier das Seil, dort die Ruder." Mit übermenschlicher Beherrschung arbeitete Anna-Marie, jedes unnötige Geräusch vermeidend. Die Pulverfässer waren schwer, aber Anna-Marie war stark und zäh. Ja, ja, da war Pulver drin; es kannte solche Fässer gut genug und auch der Geruch verriet ihm den gefährlichen Inhalt.

Mit großem Krach rollten sie ins Boot. Aber jetzt wollte es nicht mehr vorsichtig sein, jetzt nur fort, möglichst fort aus dem Haus auf den See, fort aus dem kleinen Hafen mit der kostbaren Last! Mit geübter Hand und mit gewohnter Sicherheit lenkte es das Schifflein durch die schmale Einfahr und ruderte gegen die Lücke an der See-Wehri hinaus. Ein Posten auf der großen Mauer rief: „Halt, wer da!" „'S Anna-Marie", rief es fast jauchzend zurück, „muß mit Proviant nach Kehrsiten." Der Mann schien die Stimme erkannt zu haben: „Fahr gut

und sei vorsichtig, du wärest ein gefundenes Fressen für die Franzosen!" Und eine andere Stimme rief ihm nach: „Schlaf gut, Anna-Marie!"

Für ewig vereint.

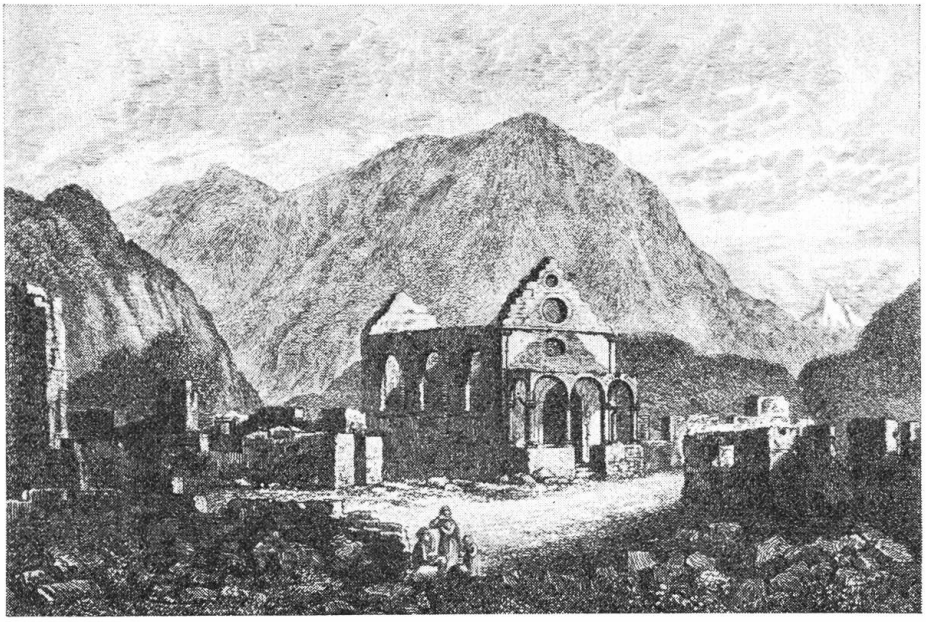
Stramm ruderte das Mädchen gegen die Wehri-Lücke hinaus. Endlich war es im offenen See, endlich war ihm nichts mehr im Wege, um zu seinem Peter zu gelangen. Es spürte nicht seine gemarterten Arme, nicht seine zerschundenen Knöchel und blutenden Hände, nur das Herz voll Freude, daß es endlich nützen und helfen konnte, und eine unendliche Sehnsucht nach Peter.

Die Nacht war nicht so finster, Sterne leuchteten und blinkten am Himmel. Auf dem See lag ein milchig weißer Nebel. Aber darüberhin sah Anna-Marie die Schatten der Berge. Es ruderte sein Boot gegen Hüttenort und wollte dann von da dem Ufer nach gegen Kehrsiten fahren.

Schon zeigte ob dem Bürgenberg eine leichte Helligkeit das Nahen des Morgens. Dort stund der Tag auf, der neunte Herbstmonat, der als Nidwaldens Schreckenstag in unserer Geschichte lebt.

Das weiße Faßli, im weißen Nebelschleier versteckt, glitt immer näher dem Ufer zu. Anna-Marie hörte Stimmen; die Männer waren also die ganze Nacht auf ihren Posten. „Halt, wer da!" erscholl es vom Ufer. „Ich bin 's Anna-Marie von Stansstad, ich fahre gegen Kehrsiten." „Halt, komme näher!" Es gehorchte. Da rief eine Stimme aus dem Dunkel: „Komm hier an Land, kannst nicht weiter auf dem See, es sind dort draußen französische Postenschiffe gemeldet." „Aber ich muß weiter, ich habe Pulver für die Kanone im Schiffli." „Was hast du, Pulver?" riefen mehrere, „komm sofort hieher, du kommst ja wie ein Engel vom Himmel!" Die Spitze des Bootes schlug an den Steinen auf. Sie sprangen ins Faßli hinein und bestaunten die zwei Fässer. „Um des Himmels willen, wo hast du die zwei Fässer voll Pulver her? Wir fordern schon seit Tagen vom Kriegsrat Pulver und bekommen keines." „Ist der Peter, der Fischer, auch bei euch?" frug Anna-Marie. „Nein, der ist hinter der Kapelle."

Die Schützen und Kanoniere ließen das Schifflein nicht mehr los, luden die Fässer aus. „Bis zum Abend kannst jetzt nicht mehr



Die ausgebrannte Kapelle im zerstörten Stansstad nach dem Einfall der Franzosen 1798.
(Nach einem Stich von J. H. Meyer)

auf dem See gegen Kehrsiten fahren, es ist zu gefährlich; wir ziehen dir das Faßli aufs Land, kannst dann zu Fuß weiter."

Das war ein Jubel und eine Begeisterung ob dem vielen Pulver! Sie füllten ein Faß in die leeren Säckli ab und verteilten sie für das Falkonetrohr und die Doppelhacken auf den nahen Posten. Anna-Marie wollte weiter, wollte den Peter suchen. Aber die Männer sagten, es solle noch ein wenig warten, dann komme der Meldeläufer, der wisse, wo Peter sei; der könne ihm dann auch noch Pulver tragen für die andern. Anna-Marie blieb.

Das weiße Faßli schimmerte verdächtig auf dem grünen Ufer. Deshalb deckten sie es mit Aesten zu. Da meinte einer: „Füllen wir es doch mit Erde, dann haben wir eine gute Schanz auf diese Seite." Er schaute mit fragenden Blicken, was wohl das Anna-Marie davon denken würde. „Das haben wir am Abend bald wieder ausgeschöpft, wenn du heim willst." „Füllt es nur ruhig, wenn es euch nützen kann; ich brauche das Faßli lange nicht mehr, ich bleibe hier." Ein alter bärtiger Scharfschütze fragte: „Kannst du einen Stutzer laden? Komm, ich will's dir zeigen, kannst's vielleicht brauchen, wenn du dableibst."

So wartete Anna-Marie auf den Meldeläufer. Der kam nicht. Aber dafür kamen die Schiffe der Franzosen.

Vom Spissen und vom Bireggwald kamen die Flosse und Nauen mit Kanonen und viel hundert Mann gegen Kehrsiten angefahren. Wuchtige Schüsse erschütterten die Luft. Die Kanone bei der Kapelle antwortete zuerst. Schon krachte ein Volltreffer auf das erste Boot. Schreiend stürzten die Franzosen ins Wasser. Dann wichen die Schiffe im großen Bogen aus und kamen direkt auf Hüttenort zu. Sieben große Schiffe voraus. Ruhig zielten die verschanzten Schützen. Die Doppelhacken und das Kanöndli krachten und von allen Seiten fielen Schüsse auf die Franzosenschiffe.

Anna-Marie blieb bei dem alten Scharfschützen und lud ihm die Stutzer. Trotz dem Krachen und Toben und dem ätzenden Pulverdampf blieb es ruhig. Flink arbeiteten seine Hände. Das Schreien der Feinde kam immer näher. Schon sah man ihre wutverzerrten Gesichter. „Schaut, das erste Schiff geht unter, zielt auf die andern!" Jämmerlich fluchend sinken die Soldaten ins nasse Grab. Die andern Schiffe weichen zurück.

Von Hergiswil her kommt Verstärkung. Sie kommen in erneutem Angriff angefahren. Sie wollen eine Landung erzwingen. Schrecklich sind die Verluste. Sie werfen die toten Kameraden über Bord. Die Franzosenkugeln trommeln auf die Schanz, trommeln auf das Faßli, treffen den Kanonier. Der bricht zusammen ohne Laut. Ein anderer schleicht herzu. Die Kanone feuert wieder. Anna-Marie will zu dem Sterbenden. Der alte Schütze sagt: „Bleib, der hat's jetzt gut!" Weiter drüben stöhnt und jammert ein junger Füsilier. Schuß um Schuß gibt der Alte gegen die Feinde ab und reicht den rauchenden Stutzer dem Anna-Marie. Während er mit dem einen zielt, ladet es den andern. Heiß sind die Rohre.

Noch einmal weichen die Schiffe zurück. Das furchtbare Feuer der Schützen trifft die Ruderer, die Ruder und die Planken. Da kommt der Befehl: „Jeder zweite Mann hinauf auf die obere Schanz, nehmt sie von oben!" Der alte Mann sagt zum Anna-Marie: „Komm hinter mir her", schlägt sich ins Gesträuch und keucht den Wald hinauf. Dort legen sie sich mit andern in Deckung. Vierzehn Schiffe feuern auf die kleine Besatzung von Hüttenort. Schrecklich ist das Sterben auf dem See. Und doch kommen die Schiffe näher, voraus ein Nauen mit dem toten Offizier am Bug. Der bärtige Schütze berichtet dem Anna-Marie, was er sieht, wenn er auf den geladenen Stutzer wartet: „Vor Stansstad weichen die Schiffe zurück. Vor Kehrsiten sind zehn Nauen und zwei Flosse mit Kanonen. Jetzt kracht ein Floß zusammen. Da unten gehts schlecht, sie landen. Jetzt, Mädchen, flieh, den Wald hinauf und hilf denen von Kehrsiten.!" Anna-Marie will bleiben. Aber er befiehlt ihm barsch, zu gehorchen. „Leb wohl", sagt er und zielt schon wieder.

Wie ein gehetztes Wild rennt Anna-Marie den Wald hinauf. So weit sein Blick reicht, am ganzen Ufer nach liegt Pulverdampf. Krampfhaft hält es einen krummen Säbel

in der Hand und bahnt sich damit den Weg durch das Gestrüpp. Dort unten bei der Kapelle kracht die Kanone, und ringsum liegen Schützen versteckt. Das Mädchen flieht über die Halde in den andern Wald. Hinter dem kleinen Stall will es einen Augenblick Atem schöpfen. Eine Frau springt ihm entgegen, ein Kind im Arm, Angst und Schrecken im Gesicht; sie schreit: „Hinauf, hinauf in den Berg, wenn du das Leben retten willst!" Anna-Marie achtet nicht darauf. Es schaut nur auf die Schützen bei der Kapelle. Dort unten bei dem Haus muß es besser sehen. Es eilt in großen Sprüngen bergab. Da, da, das muß der Peter sein! „Oh Gott, sie schießen mir ihn tot!" Anna-Marie springt ohne auf die steile Halde zu achten, sieht nur den Peter, wie er zielt. Da schreien die Franzosen hinter ihm, sie sind an Land. Es hört sie nicht. „Oh Gott, oh Gott, zeig mir den rechten Weg, und alle lieben Heiligen, gebt uns Hilfe!"

Die Kugeln der Franzosenschiffe pfeifen ringsum. Nur noch ein paar Sprünge. Jetzt sinkt es atemlos neben ihn hin: „Peter, mein Peter, hab' ich dich!" Er richtet sich ein wenig auf, blaß ist sein Gesicht und vom Pulverdampf geschwärzt. Mühsam sagt er: „Anna-Marie, du bist doch gekommen, zu mir gekommen in der größten Not." „Gib mir den Stutzer, ich will dir laden." Jetzt sieht Anna-Marie das Blut in seiner Hand. Oh weh, die ganze Brust ist rot von Blut. „Du bist verwundet, Peter!" Die Schulter ist zerschmettert. „Laß mich, Peter, dich verbinden." Schwach nur spricht er: „Du bist bei mir, mein Liebes. Das ist das Glück." Sein Kopf fällt müde zurück. In der schrecklichen Angst richtet sich Anna-Marie auf, will Hilfe suchen und fällt getroffen über ihn. Peter, mein Peter, ich bleibe immer bei dir!"

Eng umschlungen gehen sie, für ewig vereint, in ein Leben, das sie nie mehr trennt.

— Ende. —

Ewig jung ist nur die Sonne

Heute fanden meine Schritte mein vergeßnes Jugendtal,
Seine Sohle lag verödet, seine Berge standen kahl.
Meine Bäume, meine Träume, meine buchendunkeln Höh'n —
Ewig jung ist nur die Sonne, sie allein ist ewig schön.

Drüben dort in schilf'gem Grunde, wo die müde Lache liegt,
Hat zu meiner Jugendstunde sich lebend'ge Flut gewiegt,
Durch die Heiden, durch die Weiden ging ein wandernd Herdgetön —
Ewig jung ist nur die Sonne, sie allein ist ewig schön.

C. F. Meyer